

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 27.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. Juli 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

X. Band.

Helene, Herzogin von Orleans.

Ein edles, vielgeprüftes Frauenleben endete am 18. Mai dieses Jahres; Helene, Herzogin von Orleans, bestimmt, einst den Thron Frankreichs als Königin zu schmücken, starb in der Zurückgezogenheit eines englischen Landhauses, und ihre Hülle ruht in der gastreichen Erde Großbritanniens.

Es giebt kaum eine bedeutende Persönlichkeit, welche ohne Rücksicht auf politische Meinung so sehr die Sympathien Aller gewonnen, als Helene, Herzogin von Orleans. Wohl ist ein Grund der allgemeinen Theilnahme in ihrem Unglück zu suchen, allein der Muth, die sonstige Charakterfestigkeit, womit sie dem Unglück entgegentrat, den Schlägen des Schicksals Stand hielt, erhöhte die Theilnahme zur Bewunderung, und ersetzte die Krone, die das Geschick ihr geraubt, durch einen Heiligenschein.

Helene Luise Elisabeth, Herzogin von Orleans, geboren den 21. Januar 1814, war die jüngere Tochter des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin und dessen zweiter Gemahlin, der Prinzessin Caroline, einer Tochter des Großherzogs Carl von Sachsen-Weimar.

Ihre Erziehung war eine sehr sorgfältige, und das großherzogliche Lustschloß Ludwigslust der Ort, welcher die Tage ihrer Kindheit und Jugend dahin fließen sah.

Am 18. Juli 1837 ward sie zu Fontainebleau mit dem ältesten Sohne Louis Philipp's, Königs der Franzosen, vermählt, und wohl war die Vermählung mit dem Thronerben eines der mächtigsten Länder Europas ein Loos, welches die kurzichtige menschliche Vernunft ein glückliches nannte. Doch auch Helene von Orleans war nicht ausgeschlossen von den Leiden, welche fast ohne Ausnahme die Fürstinnen Frankreichs betreffen.

Nur kurze Zeit genoss sie das Glück der Vereinigung mit ihrem Gemahl. Am 13. Juli 1842 fand der Herzog von Orleans in Folge eines Sturzes aus dem Wagen den Tod, und ließ Helene von Orleans als Wittwe, seine beiden Söhne, Ludwig Philipp, Grafen von Paris, und Robert Philipp, Herzog von Chartres, als Waisen zurück. Die Herzogin ertrug ihren Verlust mit heldenmüthiger Ergebung und zog sich fast gänzlich von der Welt und den Festlichkeiten des Hofes zurück, allein der Erziehung ihrer Söhne lebend. Der Ausbruch der Februarrevolution 1848 traf die Herzogin und ihre Söhne in Pa-

ris beim König. Ludwig Philipp, der Krone entsetzt, ernannte die Gemahlin seines Sohnes, als Wittve des Thronerben und Mutter des künftigen Königs, zur Regentin von Frankreich und zur Vermünderin ihrer Kinder; doch, obgleich sie sonst so sehr die Desseuslichkeit schenkende Fürstin in der Mutterliebe und Mutterpflicht den Muth fand, die Rechte ihres Sohnes, des Grafen von Paris, vor der Deputirtenkammer zu vertheidigen, so blieben ihre Vorstellungen dennoch ohne Erfolg.

Mit einigen treuen Anhängern der Familie Orleans flüchtete nun die Herzogin mit ihren Söhnen nach Brüssel, von wo aus sie in ihre deutsche Heimath zurückkehrte und größtentheils in Gienach lebte.

Von Zeit zu Zeit machte sie Besuchsreisen nach England zu den Mitgliedern der dort lebenden französischen Königs-

familie und hielt sich seit dem Sommer vorigen Jahres in England auf, in Camborne-House in Richmond. — Dieser liebliche Ort sollte der Ort ihres Todes werden.

Am 22. Mai wurden die sterblichen Ueberreste der Herzogin von Orleans in der katholischen Kapelle in Weybridge (Surrey) beigesetzt, wo auch König Louis Philipp und die Herzogin von Nemours begraben liegen. Die Trauerfeierlichkeit war des hohen Ranges und des edlen Charakters der Fürstin würdig, und wohl kann es als ein Beweis inniger Verehrung gelten, daß mehrere hochgestellte Militairs und Staatsmänner aus Frankreich herüber gekommen waren, der Verstorbene die letzte Ehre zu erweisen.

In einem Gemach des Hauses der verstorbenen Herzogin von Richmond war der Sarg aufgestellt. Er stand auf einer Erhöhung, bedeckt von einem sammetnen Grabtuch, welches

die Wappen der Häuser Orleans und Mecklenburg zeigte. In diesem schwarz ausgeschlagenen, mit Wachskerzen erleuchteten Gemach wurden die ersten Totengebete gehalten von dem Pfarrer Schöll (von der lutherisch-epangelischen Kirche in London) im Beisein der Söhne der Herzogin, der Mitglieder der königlichen Familie und der Dienerschaft. Um 11 Uhr setzte der Zug sich in Bewegung unter dem Geläut der Kirchenglocken von Richmond und aller Öbrer, welche er berührte. Voran schritten die professionellen Leidtragenden, dann folgte die Trauerfutsch mit den vier dienstthuenden Geistlichen, dann der mit sechs Pferden bespannte Leichenwagen mit der in drei Särgen eingeschlossenen Leiche. Der äußere mit Sammet und Silber verzierte Sarg trug eine Platte mit der Inschrift: „Hélène Louise Elizabeth, Princesse de Mecklenbourg Schwerin, née à Ludwigslust le 20 Janvier 1814, mariée à Fontainebleau le 30 Mai 1837 à Ferdinand Philippe d'Orléans, Duc d'Orléans, Prince Royal — veuve le 30 Juillet 1842. Morte à Richmond, Angleterre le 18. Mai 1858.“ In 19 zweispännigen Trauerwagen folgten die näheren Leidtragenden und eine Anzahl hoher und ausgezeichnete Persönlichkeiten, unter denen die ehrwürdige Königin Wittve Amalie und Prinz Albert nicht fehlten.

Unter der massenhaften Begleitung der ländlichen Bevölkerung langte der Zug um 1 Uhr in Weybridge an; in dem zur Kapelle gehörigen Garten wurden von den Geistlichen die letzten Gebete gesprochen, und dann der Sarg in die Gruft gesenkt.

Auch das Städtchen Gienach, wo die edle Fürstin sich ihr Asyl ge-



Helene Luise Elisabeth, Herzogin von Orleans, † am 18. Mai.

Nach dem Originalgemälde von H. Raubart, lithographirt von Léon Noël, Verlag von E. Schaefer u. Comp. in Berlin.

wählt, beging die Trauerfeierlichkeit in würdiger Weise mit. Um 11 Uhr begann das Trauerläut von den Thürmen der Stadt, die Läden und Verkaufsorte wurden geschlossen, und vom Rathhaus herab tönten Sterbegesänge zu dem Geläut der Glocken.

Helene von Orleans war eine der edelsten Fürstinnen, eine der großherzigsten Frauen, welche die Geschichte der Völker und die stillere Geschichte der Familien aufzuweisen hat, und indem wir den Charakter der Verstorbenen gebührend würdigen, können wir nicht umhin, mit einer Art stolzer Freude uns zu erinnern, daß Helene, Herzogin von Orleans, eine deutsche Fürstentochter war, daß sie durch die seltene Vereinigung von Frauentugend und männlicher Entschiedenheit ihr Vaterland der Fremde gegenüber geehrt, und ein leuchtendes Beispiel aufgestellt hat von der moralischen Kraft des sanften, deutschen Weibes. [2951]

Amey Moss oder das Blockhaus am Scioto. (Fortsetzung)

15. Kapitel.
Ralph Regins Vision.

1.

Alles war still und ruhig im Wirthshaus zum Froschloch. Die Herrin des Hauses war zur Ruhe gegangen, die alte Negerin, die bei Tage die häuslichen Geschäfte besorgte, bereits in ihrer Kammer und Kate allein draußen im Walde. Alles war still und ruhig im Wirthshaus zum Froschloch, denn Ralph Regins saß allein am Tische, trinkend und rauchend, und sprach kein Wort.

Es war schon spät in der Nacht, und der Mond, welcher die Gipfel der Waldbäume versilberte und im Pfuhl unten sein reines Bild schaufelte, drang auch hinein zum Fenster und lagerte sich still und regungslos auf dem glatten Lehmfußboden des durch ein dünnes Licht sparsam erhellen Zimmers.

Der Wind regte sich nicht; eine unheimliche Schwüle lag über der ganzen Natur. — In seiner Stube dort saß Ralph Regins, ins Leere starrend, die Pfeife zwischen den Zähnen, sich nur bewegend, wenn er die Hand nach dem Kruge ausstreckte, um zu trinken, oder nach dem Tabakskasten, um die Pfeife neu zu stopfen, aus welcher er die Rauchwolken mit so phlegmatischer Würde vor sich hin blies, wie ein Holländer oder ein Pasha.

Die Stunde anzugeben ist fast eine Unmöglichkeit in dieser verlassenem Gegend, wo kein Dorfblöken, keine Kirchturmuhren jemals die nächtliche Stille unterbrach und dem lauschenden Ohr des Menschen erzählte von der Vergänglichkeit der Zeit und der über alle Zeit erhabenen Ewigkeit. Wir können nur berichten, daß mit einbrechender Dunkelheit Ralph Regins sich niederlegte zum Trinken und Rauchen, und daß Mitternacht vorüber war und Ralph Regins noch dasaß, rauchend und trinkend, als sei Zeit, Brantwein und Tabak für ihn über alles Maß erhaben.

Ralph Regins war in der That seit langer Zeit nicht mehr vollkommen nüchtern geworden, und zwar aus einem leicht zu errathenden Grunde. — Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß Trunk zu Verbrechen und Verbrechen zum Trunk verleitet, den Schwachen im steten Kreislauf umher führend — ein furchtbarer Zauberkreis, dem zu enttrinnen Mancher sein Leben lang vergebens versucht; wie die Motte um das Licht flattert, welches sie verbrennt und tödtet, wie das Boot den Wirbel des Stromes umkreist, der es verschlingt, so fällt der Sünder in die Schlingen des Laster's.

Zu Zeiten ward Ralph Regins lustig vom Trinken; d. h. der Brantwein verfehlte ihn in jene wilde süchtigste Lustigkeit, welche sich durch Schreien, statt des Lachens, und durch Loben, statt der Heiterkeit, bethätigte. Heut aber machte das Trinken ihn ernsthaft und traurig, und je öfter er den Kruge füllte, und je mehr er hinuntergeschlang, um so trauriger ward er, und um so schwerer lastete das Gewicht des Trüb'sinns auf ihm.

„'s ist grausig kalt heut Nacht — hu, hu!“ sagte er, sich schüttelnd im bleichen Licht des Mondes. „Und der Whiskey ist auch insam schwach,“ fügte er hinzu, sein Glas aufs Reine mit scharfem Getränk füllend. „Weiß nicht, was über mich gekommen ist, werd' ich schon alt, schwach, nährisch — he? — Trink, trink, trink, alter Junge — der Trank wärmt das Herz — ha, ha — immer lustig, lustig! — Ich wollt' es käm' Jemand; 's ist mir so einsam — nein, nein — nicht einsam, hab' ja meine Flasche — ja — die ist meine Freundin — die verläßt Dich nie, so lang Du sie bezahlen kannst — ha, ha! Bist ja jetzt ein Gastwirth, alter Junge. — Andre können's bezahlen — ha, ha, ha! — Aber der Brantwein ist wirklich schwach heut Nacht, insam schwach. Wie lang' bleibt das Mädchen. Der Mond scheint heut so lang'. Ich dächt' 's müßt Morgen sein. — Mag sein. Ist die Flasche leer, so holen wir 'ne andre, alter Junge; wo die her ist, giebt's noch mehr — lustig, immer lustig, Hurrah!“

Schwankend stand der Mann auf, um eine andre Flasche zu holen. Keine befremdete Hand, keine sorgsame Gattin war da, die den Gisttrank von seinen Lippen fern gehalten. — Er war Herr im Hause. Ja, Herr, vollkommen Herr. Niemand hätte das dem strauchelnden Mann mit dem rothen Gesicht, den verlassenen Augen, der nach dem Schenkisch hinaumelte, angesehen. Er war Herr und Weiser, unumschränkter Herrscher der Familie, der keine Fragen über sein Thun und Treiben, keine Bemerkung über seinen Wandel gestattete und, im bildlichen Verständnis, aufrecht und stolz auf seine Majestät einberging.

Ralph Regins war keiner von den weichen Schwächlingen, die ihren Wochenlohn einer hübschen Frau in den Schooß werfen, Sonntags in zierlichen Kleidern gehen, reine Wäsche, ein sauberes Haus und fröhliche Kinder haben, mit ihren Lieben friedliche Spaziergänge machen und das Leben ruhig ge-

nießen; Ralph Regins war kein Thee trinkender, Vereine besuchender Gentleman, der nicht leben konnte, ohne ein vernünftiges Gespräch mit andern Männern. Ralph Regins war ein Abenteuerer — sein Wahlspruch, ein kurzes, aber ein lustiges Leben. — Und doch war sein Leben weder ein kurzes, noch ein lustiges.

Nachdem er einige Zeit am Schenkisch unter den Flaschen gewühlt, setzte er sich gemächlich wieder in seinen Armstuhl, erhob die Flasche in der Hand und bog den Hals derselben dem Glase zu, um es zu füllen. Doch als er dieses an die Lippen führte, war er sehr erstaunt, den Inhalt seines Glases so lustiger, wässriger Natur zu finden, was übrigens sehr natürlich zuzugab, da er in seinem jetzigen Zustande die Flasche zu entlocken vergessen.

„Weiß nicht — der Whiskey wird — mein Seel' — wird alle Tage schwächer — Whiskey wird — alle — Tage — schwächer, 's Schlimmste ist, alter Junge — 's Wasser — wird nicht stärker. — Ich glaub', daß End' der Welt kommt.“

Nach dieser an die Flasche gerichteten Rede verblieb er einige Zeit in stummem Nachdenken, die Augen fest auf den Brantwein gerichtet, dessen Schaleit er so beklagte. Wie lange er so da saß, möchte schwer zu ermitteln sein; besonders da Ralph nach sechsstündigem Schlaf stets behauptete, nur einen Augenblick geschlummert zu haben. — Heut hätte er jedenfalls beschworen, daß er kein Auge zugethan.

Er saß am Tisch, auf dem das lange schmutzige Talglicht flackerte, auf dem Flasche und Glas standen, auf dem die Pfeife lag, und versuchte sich klar zu machen, wie es zugehe, daß der Brantwein so schwach sei; da schien es ihm plötzlich, als bewege sich die Flasche, wie von Menschenhand gelenkt, und entleere ihren starken geistigen Inhalt in das Glas, dessen wässrige Flüssigkeit er gefostet zu haben glaubte.

„Halt,“ rief Regins, „was ist das?“

Ein kicherndes Gelächter war die einzige Antwort. Ralph Regins sah über den Tisch und bemerkte ihm gegenüber, behaglich im Stuhl sitzend, einen Mann. Es war auch ein seltsames Menschenkind, dieser Mann. Er trug eine rothe spitze Kappe, einen rothen Mantel, hatte ein blaßes Gesicht, ein spitzes Kinn, Augen wie Glühwürmer in einem Flintenlauf, und Zähne, spitz wie die einer Säge.

„Nun, alter Bursch,“ sagte der Fremde mit heiserer Stimme, „trink doch!“

„Ich hab' kein Glas!“ antwortete Ralph mechanisch.

„Wozu brauchst Du ein Glas?“ lachte der Mann, die Flasche an den Mund setzend und ihren Inhalt mit einem Zuge verschlingend.

„Halt, Ihr vergetzt mich!“ sprach Ralph mit der Gier eines wahren Trinker's.

„Wo die Flasche herkam, sind noch mehr,“ fuhr der seltsame Gast fort.

„Wer bezahlt denn?“ fragte Regins, in welchem der Schenkewirth sich zu regen begann.

„Was kümmern wir uns um's Bezahlen? laßt uns vernünftig sein. He, Dinah, eine andre Flasche!“ sprach der Fremde zu der alten Negerin, welche plötzlich auf der Scene erschien.

„Recht so —“ erwiderte der Andere, mit trunkenem Lachen das Glas nehmend. „Recht so, wer spricht von Bezahlen! — Köstlich!“ rief er, nachdem er getrunken, und schmalzte mit den Lippen, zum Zeichen des Wohlgeschmacks.

„Schmeck's Euch?“ fragte der neue Ankömmling mit beifälligem Kopfnicken.

„Ja — ja —“ lachte Regins mit Thränen in den Augen — „aber es ist heiß — brennt mich — 's ist Feuer!“

„Ei nicht doch, dummes Zeug,“ entgegnete der Gast — „es wärmt nur das Herz, alter Knabe.“

„'s ist zu stark —“ beklagte Ralph; „aber ich will 'ne andre Flasche nehmen — bin durstig — sehr durstig.“

Der Fremde lachte herzlich und goß ihm seinen Becher voll aus einer andern Flasche, welche weniger stark schien und delicia's schmeckte.

„Köstlich, wundervoll!“ lachte Ralph. — „Sind ein Lied, alter Junge!“

„Ich weiß keins!“ antwortete der Fremde mit einem Tone, welcher bewies, daß, wenn er der Aufforderung Folge leisten sollte, es nicht wünschenswerth sein könnte, ihm zuzuhören.

„Gut, so mach ein bißchen Lärm, was lustig klingt!“

Der Fremde lachte wieder und hämmerte mit den Gläsern auf den Tisch.

„Hört einmal, Ihr,“ begann Ralph Regins plötzlich und legte den Zeigefinger der linken Hand an dieselbe Seite seiner Nase — „wer seid Ihr?“

Der Gast lachte nur noch lauter.

Ralph Regins geriet dadurch in leidenschaftliche Aufregung und sprach mit wuthzitternder Stimme: „Wenn Ihr nicht Antwort gebt, so — sollt Ihr —“

Ein seltsames Geräusch unterbrach seinen Redefluß. Er blickte auf — der Stuhl ihm gegenüber war leer, das Talglicht flackerte, tief herabgebrannt, die Brantweinflasche stand fest zugesperrt auf dem Tische und an der Thür ließ sich ein starkes Klopfen vernehmen.

„Kommt schon, kommt schon!“ rief der Wirth, überall in der Stube sich umsehend, bedeutend nüchtrner, als er vor drei Stunden gewesen. — „Habe ich nur geträumt? Wirklich? Ha, ha, ha —! 's war der Teufel des Trunk's; er kommt jetzt oft, und davon wird auch der Whiskey so schwach. — Erst neulich hab ich auch lang' von ihm geträumt. — Ja doch — ja doch — kommt schon!“

„Holla, aufgemacht!“ rief eine heisere Stimme draußen.

„Diese Stimme —“ murmelte Ralph Regins, stellte das Licht wieder auf den Tisch und schien starr vor Schrecken und Bestürzung. „Diese Stimme! — Bin ich denn noch im Traum?“

„Wir's bald?“ fragte die Stimme wieder im ächten londoner Nasaltone.

„Deffnet!“ rief eine tiefe, männliche Stimme; „wir sind müde, hungrige Reisende, die ausruhen möchten.“

„'s ist schon sehr spät, Ihr Herren.“ sprach Regins mit möglichst verstellter Stimme, da er den Fremden die Thür öffnete.

„Ja, es ist spät,“ gab der eintretende Gentleman zur Antwort; „wir verirren uns im Walde und wurden durch Euer Licht hergezogen.“

„Freu' mich, Euch Obdach geben zu können;“ erwiderte Ralph, indem er die seltsame Gestalt des Dieners mit Blicken voller Furcht und Zweifel betrachtete. „Ihr werdet essen wollen!“

„Na — ob —!“ sagte der Reitknecht, die Satteltaschen seines Herrn auf die Erde und sich selbst auf eine Bank werfend. „Ich bin wie gerädet von dem langen Reiten. Mit Verlaub, Herr!“ fuhr er, an die Mütze greifend, zu seinem Herrn gewandt, fort.

„Ruhe Dich nur aus, is und schlaf!“ antwortete dieser ernst, „denn morgen bei guter Zeit brechen wir auf.“

„'s ist recht hier!“ flüsterte Corney Ragg Andrew Carstone ins Ohr, da Ralph hinausging, die Negerin zu holen. „Der ist's!“

„Bist Du auch dessen gewiß?“ fragte Andrew, an allen Gliedern bebend.

„Wenn das nicht Hackett ist, so — oh —“ fügte er hinzu, auf der Bank sich ausstreckend, da Ralph zurück kam. „Ich bin müde, meiner Freu. — Wenn's gefällig wär', Herr Wirth. — Ihr habt ja wohl draußen 'nen Stallknecht oder Hausknecht, der die zwei netten bißchen Pferdefleisch unter Dach bringen kann?“

„Ich bin Wirth und Hausknecht in einer Person,“ brummte Ralph; „werde die vierfüßigen Gäste schon unterbringen.“

Mit diesen Worten ging er hinaus und ließ Herrn und Diener allein.

„Ragg!“ sprach Carstone, seine Hand auf des Mannes Schulter legend; „bist Du dessen, was Du sagst, gewiß?“

„Meiner Seel', Herr, ich kenne seine Stimme;“ sprach Ragg zuversichtlich; „sie ist zwar ein bißchen bieder geworden; er spricht so wie die Matrosen, die wir in Boston sahen. Aber Hackett ist's, so wahr ich Ragg bin. St! da kommt einer von seinen Schwarzköpfen!“

Die Negerin Dinah trat ein in häuslichen Geschäften, und Andrew ließ sich auf den Stuhl nieder, in welchem Hackett oder Ralph Regins, wie er sich nannte, so eben geschlafen und geträumt. Andrew dachte nach, auf welchem Wege er wohl am sichersten die ersehnte Auskunft über sein Kind erlangen könne; seine Ungebild kamte keine Grenzen. Zunächst beschloß er, den Wirth des Froschlochs geradezu zum Geständniß herauszufordern, ihm Lohn und Vergütung anzubieten. — Doch schwankte er wieder in diesem Vorsatz. Noch konnte er nichts von dieser Höhle, nichts von den Vertheidigungssträften, die dem Wirth vielleicht zu Gebote standen — und er bezähmte sein laut pochendes Herz und beschloß mit Vorsicht und Klugheit zu handeln.

Es war zu spät.

Ralph Regins hatte an der Thür gehorcht. Andrew Carstone und Cornelius Ragg! Das Spiel ist aus. Hackett, Hackett! Wenn jemals in einem zwanzigjährigen Lebenslauf voller Verbrechen und Sünde Dein schöpferisches Gehirn Dir noththat, so ist's jetzt!

„Wo mag das Mädchen sein? Wenn sie sie sehen, ist Alles verloren! Gut, daß sie sich für älter hält, als sie ist.“

Ob sie der Schuft Barton weggeholt — der Hallunk. — Er soll sich in Acht nehmen. Das Mädchen ist ein Vermögen für mich; so lang' sie lebt, bekomme ich die Pension für sie.

„Ich möcht' sie nicht gern missen. Und doch hab ich eigentlich Geld genug, um an einem anderen Orte zu leben, wo mich die Leute nicht kennen. Ich könnte in Canada, in Virginia leben als ein respectabler Mann. Das Weib, den Quälgeist, laß ich hier. Freilich hab ich sie geheiratet — aber — das thut nichts — sie haßt mich und wird nicht nach mir fragen. Ihr Herren, Ihr wollt Euch rächen? Hoho, da müßt Ihr erst die hübsche Kate sehen, und die kommt heut Nacht nicht. Das unbändige Geschöpf hat am Ende gar in der Thalhütte campirt. — Gewiß — denn nach dem Mond zu urtheilen, muß Mitternacht vorüber sein. Kate hat sich veruneinigt mit dem Squire — ich hab' wohl ein bißchen zu viel von ihm geschwaht; dacht' schon, sie wär' zu ernsthaft in ihn verliebt, um ihn aufzugeben, hätte aber doch so viel nicht sagen sollen über seinen schlechten Ruf. Wer hat denn vom Begräbniß seiner Frau je was gehört? Der vergaß — aber — ich sollt' lieber an meine eigne Gefahr denken! Wie bin ich nur so vom Wege abgekommen, es könn' ja nun schon vorüber sein, auf eine oder die andere Art. Hier, meine Thierchen, hab' Ihr Euer Futter — wohl bekommt's — seid lang' und scharf getraht. — Aber wissen möcht' ich doch, wer mich verrathen hat. Wer hat geschwaht? Ist Sir Charles todt, und hat der Narr bereut? Wenn's so wäre — unser Gentleman hier ist ein drolliger Kauz — thät ich am Ende klug dran, zu gestehen, ein Paar Hiebe hinzunehmen und dann mich aus dem Staube zu machen. — Das liebe Trinken kann mir die Sorge doch nicht ganz abnehmen — ach, ich könnte fröhlich und guter Dinge sein,“ fuhr er, sich ängstlich umsehend, fort, „hät' ich nur damals dem Niederländer sein Haus nicht angestekt. — Hm! was hilft's, geschehen ist geschehen, der Mann war doch schon dem Tode naß, und ich brauch' eine Mutter für Kate. — Ich war dem Mädchen gut, ja, ich hab' sie wirklich geliebt, damals, als sie mich noch für ihren Vater hielt. Das Trinken, das liebe Trinken hat Alles zu nichte gemacht; ich plauderte im Traume ihr einmal die Wahrheit aus, daß sie nicht mein und Martha's Kind wär', und seit der Zeit hat mich das Mädchen gehaßt. — 's ist ein schweres, schweres Leben! Aber, Kopf oben, Hackett, einmal auf dem Wege, sei nicht verzagt — bleib ein Mann! Die Gäste warten.“

Mit diesem dienlich verworrenen Selbstgespräch war Ralph die Stufen hinabgestiegen, hatte die Pferde in den Stall geführt, ihnen Futter gegeben, und wandte sich nun wieder dem Hause zu, ernstlich überlegend, wie er wohl am Klügsten den unangenehmen Folgen seiner früheren Verbrechen entgehen könne, welche ihm so wenig zur Warnung gedient, daß er sogar noch kürzlich seiner Gelogier das Leben des Krämers hatte opfern wollen. Den einzigen guten Weg zu seinem wahren Heil, das Geständniß der Wahrheit, verwarf er, wenigstens noch so lange, bis durchaus kein anderer Ausweg zu finden sein würde. Die Zeit, der Trunk und lange Straflosigkeit hatten sein Herz verhärtet und getödtet und kaum noch eine weichere, edler Empfindungen fähige Stelle darin zurückgelassen.

Der Wirth fand Corney Ragg und Andrew Carstone beim Abendbrod, tüchtig essend und trinkend, wie ausgenutzte Reisende zu thun pflegen; er machte sie nur mit wenigen gewichtigen Worten auf die reichliche Mahlzeit aufmerksam setzte sich dann in eine Ecke, schloß die Augen und schien

schlummernd dem Souper seiner Gäste teilzuwohnen, während die alte Negerin umherwirthschaftete und nicht aushörte, zwischen den Zähnen allerlei empfindliche Worte zu murmeln über den Unverstand, um Mitternacht ehrliche Leute aus dem Schlafe aufzuwecken.

Nach beendeter Mahlzeit fragte Andrew Carstone, wo er schlafen könne.

„Ei, zwei Betten werden wir schon finden,“ sprach Ralph Regis aufstehend — „ist das Froschloch doch das beste Wirthshaus weit und breit.“

„Nun, so führt mich in mein Schlafzimmer,“ erwiderte der Kaufmann so unbefangenen als möglich.

„Gleich, kommt nur mit, wenn's beliebt,“ sprach Ralph, schlaftrunken sich die Augen reibend, und fuhr zu Corney gewandt fort:

„Braucht Ihr etwa auch eine Stube?“

„Ich war mein Lebtag nicht schwierig drin,“ antwortete Ragg auf die im wegweisenden Tone gegebene Frage; „wo ich schlafe, da schlafe ich, mag sein, wo's will, und wenn's auf der Erde ist,“ und der Reifknecht, welcher weder Bier noch Branntwein gespart, erhob sich gleichfalls, dem Wirth zu folgen.

Ralph Regis nahm zwei Talsichter und ging voran, zuerst die uns schon bekannten Stufen hinauf, die nach dem von Gzram Cook einst bewohnten Zimmer führten; doch nicht in dieses führte Ralph seinen Gast, sondern stieß, auf dem Treppenaufgang angekommen, eine andere Thür auf, welche einen langen Gang verdeckte, in den mehre andere Gänge mündeten.

„Ihr habt ja sehr große Räumlichkeiten!“ sagte Andrew selbstam überrascht durch die unheimlichen Winkel des Hauses. „Ihr könnt ja einem ganzen Regiment Nachtquartier geben.“ „S übernachtet auch Viele hier!“ antwortete Ralph in demüthig zuvorkommendem Tone. — „Hier ist das Zimmer; es ist sehr gut zum Schlafen, hat zwar keine Gardinen, aber das Bett ist vorzüglich.“

„Dank Euch,“ sagte Carstone, nahm das Licht und trat in das Gemach.

Es war ein kleiner viereckiger Raum ohne Fenster, welcher Licht und Luft durch einen Spalt in der Decke empfing. Die Wände der Kammer waren sämtlich von Balken errichtet und mit Lehm ausgefüllt, und nur ein Blick auf die Decke zeigte, daß es ein Kellerverschlag sei. Das Bettgestell, aus Brettern bestehend, die auf Balken festgenagelt waren, hatte Stroh und Pferdebedecken zur Bekleidung; auf diese streckte Andrew Carstone seine müden Glieder und schlief, nach einem inbrünstigen Gebet um glückliche Vollendung seines Vorhabens, bald und fest ein.

Corney Ragg folgte dem Wirth noch einige Schritte tiefer in den Gang hinein bis zu einer Thür, bei deren Oeffnung sich ein ähnliches Gemach zeigte. Ohne ein Zeichen des Argwohn oder Zweifels trat Corney in die Kammer, nahm sein Licht, wünschte dem Wirth gute Nacht und warf sich gähnend auf sein Lager. Da er jedoch hörte, daß die Thür hinter ihm verschlossen ward, richtete er sich wieder auf und horchte. Den Kopf auf die Hand gestützt, selbst jedes Geräusch vermeidend, hörte er deutlich, wie eine schwere hölzerne Barre vorgehoben ward, die er draußen beim Eingang bemerkt, und welche ein Geräusch ummüthlich machte.

„Eingesperrt, zum Henker!“ brummte Corney Ragg leise. „Mir war's als hätte er mich erkannt. Aha, Master Hackett, Du bist schlau, aber hier ist Einer, der ist noch schlauer!“

Er lauschte abermals, hörte deutlich die sich entfernenden Tritte Ralph's und vernahm auch, wie dieser die Thür von Mr. Carstone's Schlafzimmer verammelte.

Ragg grinsete wüthend und erhob sich von seinem Bett; er untersuchte die Thür. Es war eine große, schwere Thür, in mächtigen festen Angeln hängend und auch innen mit zwei festen Holzriegeln versehen, durch welche der Reisende, wenn es ihm beliebte, sich ungefahr Ruhe sichern konnte. Corney Ragg war nicht der Mann, der einen Vortheil unbenußt ließ. Er hob also die Riegel vor, und zog dann aus seinen Kleidertaschen und aus seinem Reisefack, den er mit sich genommen, allerlei Geräth. Zuerst ein Paar Pistolen von ansehnlicher Größe, dann eine Laterne, ein ganzes Bünd Schlofferwerkzeuge, eine kleine Säge, Bohrer, Hammer, eine Menge Nachschlüssel und ein Brecheisen. Als Andrew Carstone diese verhänglichen Geräthe zu Gesicht bekommen und sich müßig über dieselben geäußert, hatte der ehrsame Lumpen- und Knochenhändler die Nothwendigkeit derselben aus dem ihm bekannten Charakter Hackett's so schlagend dargegethan, daß sein Herr endlich nachgab und ihm erlaubte, damit nach seiner Erfahrung zu schalten, welche jedenfalls, was Thüren aufbrechen und dergleichen geheime Künste betraf, weit über Carstone's Vorstellungen hinausging.

„Nun ein kurzes Schläschen!“ sprach Corney leise zu sich selbst, nachdem er die Gegenstände zurecht gelegt. — „Erst mag er auch schlafen gehn, und dann — heia — der soll die Augen aufreißen!“

Seinen Plan nochmals wohl erwägend, zog sich nun der ehrenwerthe Cornelius Ragg auf sein tugendhaftes Lager zurück, fest überzeugt von seinem Heldennuth und mit ruhigerem Gewissen als sonst bei ähnlichen Gelegenheiten, wo er sein verdächtiges Handwerkzeug zum Gebrauch hervorgehohet.

Cornelius Ragg war ein zu alter Practicus, um bei derlei Geschäftsfachen die Zeit zu verschlafen, doch schimmerte, als er aufsprang, schon ein dämmender Schein durchs Dach. Er war so vorsichtig gewesen, die Laterne in seiner Laterne anzuzünden, steckte an dieser das Talsicht wieder an und begann sein Geschäft.

Nachdem er die Thür nochmals untersucht, beschloß er zuerst ein vierediges Loch auszufügen, groß genug, um mit der Hand hindurchfahren zu können. Als ein Mann von wenig Worten und rascher That ging er sogleich ans Werk. Ein scharfer Bohrer setzte ihn in Stand, zuerst eine kleine Oeffnung in die Thür zu bringen, in die er seine schmale, feine Säge einschoben konnte. Er hatte dieses nützliche Instrument vorher gut eingeübt und arbeitete damit eben so emsig als mit äußerster Vorsicht. Wieder und immer wieder hielt er inne, um zu lauschen, und fuhr, da nichts im Hause sich regte, in seinem Werke fort.

Die eine Seite der Planke, welche kreuzweis über die Thür ging, war jetzt vollständig durchsägt, und die zweite schon so weit, um ebenfalls zu weichen; Cornelius hielt mit der Hand das Holz, damit es beim Herabfallen keinen Lärm

verursache — da hörte er deutlich Geräusch von außen. Vorsichtig zog er die Säge zurück, blies das Licht aus, schloß seine Blendlaterne und legte das Ohr an die von ihm halb durchsägt Stelle der Thür. Schwere, doch vorsichtige Tritte kamen den Gang entlang und richteten sich nach seiner Thür. Dann ward die hölzerne Barre behutsam entfernt — glücklicherweise kamen dabei keine Sägespäne zum Vorschein — doch die Thür widerstand, gehalten von den inneren Riegeln.

„Er hat sich eingetiegt!“ murmelte Ralph zwischen den Zähnen, während Cornelius Ragg unwillkürlich ein Pistol ergriff, hörend, daß Ralph die schwere Barre wieder vorschob.

„Immer noch der Alte, Master Hackett,“ sprach Ragg leise vor sich hin, mit Kopfschütteln das Pistol bei Seite legend und aufs Neue lauschend.

Der Wirth hatte sich wieder entfernt, doch diesmal nach der entgegengekehrten Seite. Cornelius Ragg wartete eine Weile, drückte dann das lose Stück Holz hinaus, fuhr mit der Hand durch die Oeffnung, hob die Barre aus ihren Klammern, schob die inneren Riegel weg, steckte zwei Pistolen in den Gürtel, schlang das an ein Band befestigte Brecheisen um die rechte Hand, nahm die Laterne und trat in den Gang hinaus gerade noch zu rechter Zeit, um Ralph Regis am Ende des Corridors auf einer Treppe verschwinden zu sehen.

Corney Ragg, der sich einmal vorgenommen, die Geheimnisse des Ortes kennen zu lernen, folgte ohne Zaudern. Er hatte jetzt den schurkischen Besitzer der Froschlochschänke aus dem Gesicht verloren, der, wie es schien, alle Vortheile der Localität auf merkwürdig schlaue Weise benützt und ausgebeutet.

Darum kümmerte intessen Corney Ragg sich wenig, sondern ihm lag einzig daran, zu ermitteln, was Ralph Regis, der Ex-Straszenräuber, eigentlich vorhabe.

Ragg schlich behutlich den Gang hinunter bis zu einer Treppe, oder vielmehr bis zu einer hölzernen Leiter, welche am Felsen lehnte und augenscheinlich zu einem andern Gange führte. Corney Ragg stieg so leise als möglich die knarrenden Sprossen hinauf und besand sich in wenigen Augenblicken am Eingang eines Gemaches, wo ein starker Zug ihn empfing. Corney zögerte keinen Augenblick, sondern schlich vorwärts mit dem fagenartigen Schritt eines Diebes, bis dahin, wo der Schimmer eines Lichtes aus einer geöffneten Thür ihm entgegenblinkte. Das Licht flimmerte in einem Gemach, welches, ein Theil eines Kellers, jetzt durch einen starken Verschluss von diesem geschieden war. Neben der Thür dieses Gemachs stand gleichfalls eine Leiter, die steil zum Felsen hinauf führte.

Corney Ragg faßte alle Besonderheiten der Localität mit einem Blick, wandte sich dann schnell der Thür zu und war nicht wenig erstaunt, Ralph Regis hier, dicht vor seinen Augen zu erblicken. Mit dem Rücken ihm zugekehrt, kauerte er am Fußboden über eine Oeffnung gebeugt; Corney sah, wie er einen kleinen Sack hervorzog, dem Klang des Inhalts nach ein Geldsack, ihn hineinwarf zu anderem Gelde, dann einen Stein in die Oeffnung drückte und sich zum Aufstehen anschickte.

Der schlaue Beobachter ließ ihm jedoch nicht Zeit, zur Kenntniß seiner Anwesenheit zu gelangen, sondern schlich so schnell als möglich wieder in seine Kammer, höchst bedrückt von den gemachten Entdeckungen.

Ohne fernere Störung schlief er fest bis zum Morgen; es war schon spät, da er, sein Zimmer verlassen, um seinen Herrn in Freiheit zu setzen, Stimmengeräusch hörte und leise weiter schlich, um zu horchen. Er sah an der Thür des Gemachs, das Andrew Carstone bewohnte, eine Schildwache stehn und vernahm das Gespräch mehrerer Männer.

Ralph Regis mußte über Nacht Unterstützung von Bewaffneten erhalten haben.

Cornelius Ragg, von dieser Meinung fest überzeugt, nahm eilig alle seine Werkzeuge zusammen, verließ seine Kammer gänzlich, verbaricaderte die Thür wie sie vorher gewesen und wandte sich dann rechts, denselben Weg, den er durch den Wirth vergangene Nacht kennen gelernt. Wie er vermutete, führte die letzte Leiter ins Freie.

Mit ihrer Hilfe gelangte Corney Ragg in ein Dickicht, nahm sich jedoch keine Zeit, den Ort genauer zu untersuchen, sondern betrat den schmalen, ostwärts leitenden Fußsteig, um sich seine Freiheit zu sichern, die er möglichst entfernt von Hackett am besten geschätzt glaubte.

In seinem kurzschichtigen Equippus glaubte Ragg sogar auf diese Weise ganz im Interesse seines Herrn zu handeln; — ihn unter den obwaltenden Verhältnissen zu befreien, schien dem ehrenwerthen Lumpen- und Knochenhändler doch zu gewagt.

2.

Als Ralph Regis am andern Morgen bemerkte, daß Cornelius Ragg von seiner alten Kunst, Schlösser zu erbrechen, Gebrauch gemacht, um aus dem Froschloch zu entfliehen, kannte seine Wuth keine Grenzen. In der Morgendämmerung kam ein Trupp Indianer und Weißer, von Simon Girty angeführt, in die Schenke, behufs einer geheimen Expedition, an der Ralph Regis theilnahm, und für die sein Haus als Centralpunkt ausersehen war. Dadurch hatte er seine Privat-Angelegenheiten einige Zeit hintenansetzen müssen, was er übrigens nicht ganz un-ern that, da die Ankunft der Bande in gewisser Beziehung seinen Plänen dienete.

Zu einigem Trost gereichte es ihm, daß Andrew Carstone in Sicherheit sei. Das Gesetz fürchtete er wenig, da es schwerlich den Verbrecher hier in seiner abgelegenen Höhle auffuchen und finden würde, doch verzweifelt hoffnungslos hätte seine Lage werden können, wenn er, der Einzelne, gegen Carstone und Ragg sich hätte vertheidigen sollen, ein Fall, der, bei des Letzteren Entweichung, sehr nahe lag und vielleicht nur durch die Ankunft der neuen Gäste verhindert wurde.

Welch finstere Gedanken an diesem Morgen durch Ralph's Seele flogen, eine nothwendige Folge früherer Verbrechen, möchte schwer zu beschreiben sein. Indem er Andrew Carstone gefangen hielt, hatte er noch keinen bestimmten Zweck im Auge. Noch wußte er nicht, auf welche Weise er sich seiner entledigen sollte, sondern rechnete in diesem Falle, wie so manche Verbrecher in ähnlichen Fällen, auf die Gunst des Zufalls.

Kate kam nicht zurück.

Auch dies war eine Quelle des Verdrusses für Ralph; es blieb ihm jedoch keine Zeit zu denken übrig, da ein Mann, der großen Einfluß auf ihn übte, ein Mann, den er fast fürchtete, seine Dienste verlangte, bei einem Verbrechen, freilich viel harmloserer Natur; und dennoch — ist der Pfad der Sünde einmal betreten, wer kann dann sagen: hier will ich innehalten?

Andrew Carstone's Schrecken, sein Zorn waren grenzenlos, da er sich gefangen sah, wie ein wildes Thier in der Falle. Er rasste, schäumte und stuchte, der sonst so milde, sanfte Mann; so furchtbar wirkte der jähe Uebergang von der schönen Hoffnung des Abends zu diesem trostlosen Erwachen. Er rief nach Ragg, nach Hackett, gab ihnen Versprechungen, stieß Drohungen aus — doch Alles vergebens. Zuletzt sank er erschöpft nieder, befahl seine Seele dem Schutz des Allmächtigen und ersuchte diesen höchsten Beistand in der unerwarteten neuen Prüfung.

Man brachte ihm Speise und Wasser, aber keiner der Leute wollte ihm Antwort geben auf seine Fragen. Endlich hörte er, daß Ragg entkommen sei, und diese Nachricht senkte auf's Neue einen Hoffnungsstrahl in sein betrübtes Herz.

Er lauschte, doch stets vergebens, nach einem einzigen Laut der holden Stimme, die er als die seines Kindes hätte erkennen mögen, das zu suchen er herübergekommen war über den treulosen Ocean, das zu suchen er die unwegsamen Wälder durchheilt und Gefahren und Mühseligkeiten bestanden ohne Ende. Er fühlte, ein helles, frohes Lachen seiner Tochter könne für alle Leiden ihn zehnfach entschädigen und ihn stärken für neue Trübsal. — Doch kein solcher Trost ward ihm.

In der Jugend liebt der Mensch seine Eltern, dann weicht er seine fast anbetende Liebe der theuren Gefährtin oder dem Gefährten seines Lebens, doch erst als Vater oder Mutter kennt er den vollsten Reichtum der Liebe, einer Liebe, die an Stärke und Heiligkeit der Kindesliebe gleichkommt. Schon der tiefe Drang des Herzens, welcher die eignen Kinder, so wenig schön sie auch sein mögen, mit dem Lichte der Schönheit überfluthet, die innige, instinctive Zärtlichkeit, die daraus entspringende liebende Sorgfalt — das Alles macht die Elternliebe zu dem rührendsten, göttlichsten der menschlichen Gefühle. Sehr verschieden von diesen und ähnlichen Empfindungen waren jedoch die Gefühle Ralph's, mit denen er Kate erwartete — das Mädchen, welches nicht mehr wiederkam, welches sich vorgenommen, diese unheimliche Schwelle nicht mehr zu betreten.

In ihr verlor er einen Schatz, den er nicht gern missen mochte, eine Quelle seines Reichthums. — Er besaß zwar schon so große Reichthümer, daß er sie nicht zu verbrauchen vermochte, doch der Durst nach Gold ist, wie der Durst des Trunkenbolde — unstillbar. Immer mehr — mehr — mehr — schreit der Unersättliche, auch wenn er nicht weiß was mit dem schon erungenen Besitz beginnen.

Gegen Abend war's wieder still im Froschloch; nur noch Ralph, seine Frau, die Negerin und zwei weiße Renegaten blieben dort zurück, während der übrige Trupp sich aufgemacht hatte, Amy Moss aus den Händen der Indianer zu befreien. — So waren nun zwei Parteien in der Absicht ihrer Befreiung ausgezogen, geleitet von sehr verschiedenen Motiven.

16. Kapitel.

Kate.

Als Kate nach des Squire's Entfernung allein zurückgeblieben, ging auch sie langsam eine kurze Strecke vorwärts, doch plötzlich, wie von einem neuen Gedanken erfaßt, blieb sie stehen, kehrte nach kurzem Bedenken in die Hütte zurück, beschloß die Nacht dort zubringen und erst am andern Morgen ihre Wanderung zu beginnen. Wie aus einem schweren Traum erwachend, fühlte sie, wie ruhige Ueberlegung allmählig Raum in ihrer Seele gewann; und je klarer es in ihr ward, um so dunkler trat der Charakter des Squire hervor, und mit der Erkenntniß von dem Unwerth des einst geliebten Mannes erwachte in Kate zugleich eine wahre Zuneigung und innige Theilnahme für Amy Moss.

In den einsamen Nachstunden, welche Kate in der Thalhütte zubachte, that sie einen Blick rückwärts auf ihr vergangenes Leben. — Mit Reue, Scham und Bedauern dachte sie der mit Ralph und Martha verlebten Tage, mit jenen Weiden, die — sie wußte es sehr wohl — ihre Eltern nicht waren. Doch wer waren ihre Eltern? Wo waren sie? Würde es ihr jemals gelingen, die Spur derselben zu finden, der Eltern, die sie entweder grausam verstoßen, oder denen sie bößlich geraubt worden? Das Alles waren Fragen, welche das Herz des einsamen Mädchens in stürmische Bewegung brachten.

Nach welchem Plane aber sollte sie ihre Wanderung ausführen?

Ihr erster Gedanke war nach dem Moos zu gehen und durch Mittheilung wichtiger Nachrichten die Bewohner derselben sich zu Freunden zu machen, denn obgleich in Kate's Herzen jede Spur von Eifersucht erloschen, hielt sie es doch jetzt für Pflicht, Amy aus den Schlingen Barton's zu befreien. Aus einzigen, Ralph Regis in der Trunkenheit entschlüpften Aeußerungen hatte sie erfahren, daß Geheimnisse die Person des Squire umgaben, deren Entdeckung dem Bewerber Amy's jede Aussicht auf ihren Besitz nehmen mußte. Erst kürzlich war Ralph hinter diese Geheimnisse gekommen und hatte erklärt, sich derselben bei erster Gelegenheit zum Verderben des ihm verhafteten Squire zu bedienen. Aus einer Unterredung zwischen Ralph und Martha hatte Kate ungefahr entnehmen können, daß dieser, ihr vorgeblicher Vater, über den eigentlichen Plan der Raube noch im Unklaren sei, und nur die Zeit abwarten wolle, um sich von Allem vollständig unterrichten und dann seine gefährliche Mitwisserschaft als niederschmetternde Waffe brauchen zu können.

Die Nacht verging, ohne daß Kate die Augen zum Schlaf geschlossen. Als der Morgen dämmerte, stand sie auf, nahm etwas Fleisch und einen Trunk Wasser zur Stärkung, erfrischte sich durch Waschen und verließ dann die Hütte, um ihre Wanderung zu beginnen. Reiflicherer Ueberlegung folgend, schlug sie zuerst den Weg ein, der, wie sie wußte, nach Scowl Hall führte.

Es war ein herrlicher Morgen, die Sonne schien klar und warm, die Vögel sangen ihre harmonischen Chöre im grünen Dom des Waldes, als Kate, zwar etwas bleich, doch schön wie immer, unter das grüne Dach der Bäume trat. Das leuchtende Gefirn des Tages übergoß den jetzt ganz einsamen, durch eine geheimnißvolle Tragödie furchtbar gewordenen Ort mit goldenem Schimmer, und leichten Herzens verließ das junge Mädchen den schaurigen Gespenstergrund, ohne Furcht vor den Indianern, welche als Verbündete ihrer Pflegerältern ihr kein Leid zufügten; mit elastischen Schritten betrat sie den Waldpfad, des herrlichen Morgens sich freuend, der nicht allein über die ganze Welt Licht und Leben ausströmte, sondern auch in ihrer Seele die Hoffnung einer glücklichen Zukunft aufdämmern ließ.

Und doch lag auch in dieser hoffnungsreichen Stunde, als der mit heißer Liebe sein ungekanntes Kind suchende Vater ihr so nahe war, als ein von ihr kaum geträumtes Glück, das Wiederfinden ihrer Eltern, sich für sie zu eröffnen begann, auch jetzt noch lag, nach menschlichem Ermessen, die Zukunft dunkel und trübe vor Kate Carlstone. Denn die Verwickelung der Begebenheiten schien von der Art, daß sie, wenn schon für manche Andre wenig erfreulich, für das verwaisete Mädchen sogar unheilbringend und schmerzvoll werden konnte.

Eine Zeit lang zog der Weg sich eine sanfte Anhöhe hinan, ablenkend nach dem Moos, welchen Pfad sie eine Strecke zu gehen beschloß bis zu einer leichteren Stelle des Scioto, die Furth genannt, wo sie den Fluß zu überschreiten gedachte. Ueberhaupt brauchte das junge Mädchen, so wenig sie auch von Weißen wie von Indianern zu fürchten hatte, alle Vor-

haufen und daß der Aufenthalt hier gefährlich. Die Rothhäute erschlagen und tödten wen sie finden."

"Unglücklicher Weise, Ihr Herren," erwiderte Kate traurig, "habe ich von den Indianern nichts zu fürchten."

"Ich wußt' es," bemerkte der Jäger, der bisher geschwiegen; "Ihr seid die Dirn von dem niederträchtigen weißen Indianer, Ralph Kein, der Freund ist von dem nichtswürdigsten Geschöpf auf Gottes Welt, Simon Gray!"

"Ich ward Ralph's Tochter genannt," sprach Kate stolz, "aber ich bin nicht das Kind dieses Mannes und habe sein Haus auf immer verlassen."

"Sie sind also das Mädchen, das Kate Regin genannt wird," fuhr der Jüngling neugierig fort, "so wissen Sie auch vielleicht etwas von Amy, von Amy Moos aus dem Blockhause."

"Sie sind?" ... fragte Kate gespannt.

"Ihr Bruder Charles," war des jungen Mannes rasche Antwort.

"Das habe ich mir gedacht," rief Kate, über ihre eigenen Worte erröthend.

"Warum weiß ich nicht, aber ich dachte so. Amy ist sicher. Die Indianer haben sie mitgenommen nach der großen Ohio-Höhle. Es geschieht ihr kein Leid, und ich vermüthe, durch Geld könnte sie eingelöst werden. Doch gewiß weiß ich's nicht; ich will erst die Sache ausfindig machen. Fragen Sie mich jetzt nichts weiter. — Ich habe Ihnen etwas zu entdecken und werde es bald thun."

"Sie setzen mich in Erstaunen," sprach Charles. "Ihre

"Gefangen!" riefen beide Männer gleichzeitig.

"So hörte ich. — Es soll die Rede davon gewesen sein, ihn nach Chillicothe zu bringen."

"Und mein Bruder, Walter Harrod?" fragte Bill eifrig. "Euer Bruder? — Also Ihr seid der Bruder dessen, dem die Indianer Frau und Kind tödteten?"

"Ja, Mädchen, das bin ich!" rief der Jäger, wüthend mit dem Flintenkolben den Boden schlagend — "ja, das bin ich! — Die Indianer mögen sich vor mir in Acht nehmen!"

"Komm zurück zum Moos," unterbrach ihn Charles; "Ihr Rath, Miß —"

"Kate —" ergänzte erröthend das Mädchen, da sie ihn zögern sah.

"Ihr Rath, Miß Kate, soll befolgt werden. Wir gehen mit bis zur Furth und leisten Ihnen Gesellschaft. Es ist keine Zeit zu verlieren. Mein Blut siedet in Erwartung, das Ende dieser Ereignisse zu erfahren. Amy gefangen. Harvey in Chillicothe, Gusta im Wald — wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

Mit diesen Worten schulierte Charles seine Flinte und begann abermals den Hügel hinan zu steigen, gefolgt von seinen zwei Gefährten. Um die gegenüberliegende Hügelkette zu erreichen und wieder in den Wald zu gelangen, mußten sie einen kleinen, rohbedeckten Sumpf durchschneiden. Eben waren sie bis zur Mitte des Sumpfes gelangt, als sie bestrahlt stehen blieben und einander mit Ueberraschung und Schrecken ansahen. Wildes Gelächter, unterbrochen von Ausrufungen des Schmerzes, denen fürchterliches Wuth- und Freudegeheul folgte, drang zu ihren Ohren und schien aus dem vor ihnen



Andrew Carlstone's erste Zusammenkunft mit Ralph Regin. (Seite 206.)

sichtsmaßregeln, welche die Erziehung den Grenzwohnern Nordamerikas beibringt.

Vor Allem ging ihr Wunsch dahin, nicht wieder ins Froschloch zurückgeholt zu werden; ein Schicksal, dem sie um jeden Preis entgehen wollte.

Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, Auz und Ohr anstrenghend, die mögliche Gefahr zu entdecken; doch mehre Meilen weit blieb ihre Wanderung ohne Unterbrechung.

Jetzt gelangte sie an ein kleines, von niedrigen Hügeln eingeschlossenes Thal; diese Hügel, theils mit Gebüsch und Bäumen, theils mit Gras bedekt, bildeten eine zirkelrunde grüne Abdachung um das Thal, in welches Kate so eben hinabsteigen wollte, als sie zweier menschlichen Gestalten ansichtig ward, welche vorsichtig am Rücken des Hügels entlang schritten.

Sie wollte sich hinter einem Baum verbergen, doch zu spät; sie war schon bemerkt worden; die beiden Männer sprangen, die Gewehre schwingend, in rasender Eile den Abhang hinunter, nicht eher nachlassend, bis sie ziemlich dicht in ihrer Nähe angelangt waren. Dann blieben sie stehen und warfen Einer dem Andern Blicke zu, welche verriethen, daß sie in ihrer Erwartung getäuscht seien.

"Wie kommen Sie so allein in den Wald, mein schönes Kind?" fragte der vordere der zwei Männer, ein hübscher Jüngling von vornehmerm Aussehen.

"Ich will bis zur Furth gehen," antwortete Kate ruhig, den Fragenden neugierig betrachtend.

"Wissen Sie nicht," fuhr der junge Mann fort, während sein Gefährte, ein stämmiger Jäger, das Mädchen forschend betrachtete; "wissen Sie nicht, daß die Indianer hier im Walde

gegenwärtige Wanderung hat also Bezug auf meine Schwester?"

"Gänzlich," antwortete Kate ernst. — "Aber ich muß mir vorerst noch über Etwas Gewißheit verschaffen. Das Eine, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß Miß Moos mehr die Gefangene der Weißen, als der Rothhäute ist."

"Der Weißen?" fragte Charles, mit der Hand die Stirn bedeckend, als wolle er seine abirrenden Gedanken mit Gewalt dort zurückdrängen.

"Die Schuste von Renegaten sind schlimmer als die Eingebornen," sagte Bill Harrod. — "Mich soll's nicht wundern, wenn sie ein Complot geschmiebet hätten, den Richter auszuwählen, und wär's eben darum, daß sie ihm Lösegeld ablocken."

"Das ist der Grund nicht," entgegnete Kate bestimmt. "Aber jetzt, Charles Moos, kehren Sie nach Hause zurück. In einem oder höchstens in zwei Tagen bringe ich Ihnen Kunde von dem richtigen Zusammenhang. Unterdessen bewaffnen Sie zu Hause eine kleine Schaar und ziehen nach der großen Höhle."

"Nach der Ohio-Höhle?" fragte Harrod.

"Ja!"

"Aber Gusta, wo ist er?" forschte Charles dringend.

"Wie ich hörte, den Indianern auf der Fährte," antwortete Kate.

"Und Harvey, Dick Harvey?" fragte Charles weiter.

"Von dem kann ich leider nichts weiter sagen, als daß er gefangen ist," antwortete Kate ausweichend.

liegenden Theile des Waldes zu kommen. Den Stimmen nach zu schließen, kamen Freudegeheul und Gelächter aus Indianerkehlen, die Schmerzenslaute jedoch aus der Brust eines weißen Mannes.

"Was ist das?" rief Charles, seine Flinte fassend. "Indianer feldern einen Weißen," antwortete Harrod — "vorwärts, vorwärts!"

(Fortsetzung folgt.)

Frühe Verlobungen.

Renne mich nicht „Brant“, es klingt so grau, so traurig klingt's!
(„Die Opfer des Schweigens“ von Zimmermann.)

Kein Zweifel — es giebt Bräute, welche nur ungern sich mit dem Namen nennen hören, welcher einst die Rosengluth des seligsten Glückes auf ihre Wangen rief; ungern nicht deshalb, weil sie den Erwählten nicht mehr lieben, sondern weil sie den Namen „Brant“ schon länger getragen, als das Weib ihn tragen darf, wenn wir sie zu den Glücklichen rechnen sollen. Was ist wohl natürlicher, als daß die Wangen der „alternden“ Brant statt mit dem Purpur der Freude, sich mit dem der Beschämung überziehen, wenn sie daran ge-

mahnt wird, wie viel die Zeit ihr von den äußeren Reizen, denen sie vielleicht den Namen „Braut“ verdankt, schon genommen, und wie viel sie ihr noch nehmen wird, ehe die verblühtene Rosenkette des Brautstandes zum ehelichen Band sich in einander schlingt.

Es werden so viele Bündnisse geschlossen in der Zeit der ersten Jugend, wo Jüngling und Mädchen, oft nur von dem Liebesbedürfnis des heißen Herzens getrieben, sich für einander begeistern, ohne sich zu kennen, ohne auch nur zu ahnen, welche Forderungen sie, wenn der innere Mensch zum Bewußtsein gekommen, an den Lebensgefährten, die Lebensgefährtin stellen werden; die Jahre schwinden, die Wege der Verlobten trennen sich, den Jüngling führt die Vorbereitung zu seinem Berufe in die Welt, in neue Verhältnisse, das Mädchen bleibt zurück im engen Kreise des Hauses, und bleibt — treu! In den meisten Fällen gewiß; der Mann dagegen, auf dessen Geist, Herz und Sinne die Welt mit tausend neuen, mächtigen, verlockenden Erscheinungen einströmt, vergißt nur allzu leicht die, welche er einst, für seine Gefühle einen Gegenstand suchend, „Braut“ genannt. Das Mädchen, welches sonst, da er nur Liebe begehrte, ihm genügte, hört auf, ihn zu bezauern, wenn neue Bahnen seinem Verständnis sich öffnen, auf denen sie ihm nicht mehr folgen kann, und das Band, welches er im Rausch jugendlicher Empfindungen schlang, wird zur schweren Kette, gegen welche das lebensdürstige Herz rebellisch pocht, welche es endlich abwirft, unfähig, lebenslang unter ihrem Druck zu atmen. — Der Mann wird untreu! Das steht, wie unsere gesellschaftlichen Verhältnisse beschaffen, als keine große Sünde in ihren Gesetzbüchern verzeichnet, und der Mann hat keine andere Strafe zu erdulden, als die vielleicht das eigene Gewissen ihm dictirt, wenn es überhaupt nach solchen Vergehungen sich regt.

Frühe Verlobungen machen verlassne Bräute! Die Chronik manches Hauses würde die Wahrheit dieser Behauptung bestätigen, auch wenn einzelne Beweise sich anföhren ließen, daß es Paare giebt, welche durch lange Jahre, in Trübsal und Mißgeschick, in Armuth und Kämpfen aller Art sich gegenseitig Treue und Liebe bewahrten.

Es klingt entsetzlich pöblich, wenn wir den Mädchen warnend zurufen: „Hütet Euch vor frühen Verlobungen!“ Ist das nicht fast das Nämliche, als wollte man sagen? „Wartet mit der Liebe bis Ihr alt seid!“

Rufen doch die Dichter aller Zeiten, spricht doch das Herz, spricht doch Gott in der Natur: Die Jugend ist die Zeit der Liebe!

Ach, und es ist eine unfähig schmerzliche Klage, wenn das Herz sich gestehen muß:

„Ich habe den Lenz versäumt,
Ich habe die Jugend verträumet,
Ich habe die Liebe verschert!“

„Hütet Euch vor frühen Verlobungen!“ Eine häßliche Warnung, fast widerwärtig für den Mund dessen, der sie ausspricht, denn es liegt in dieser Warnung die Lehre: Liebt mit Vorsicht! Und was hätte das Wesen wahrer Liebe mit Vorsicht gemein? Die Liebe, die im Stande ist, Vortheile zu erwägen, zu prüfen, zu überlegen, ist eben keine „Liebe“!

Und doch, obgleich unser poetisches Ich vor der prosaischen Warnung erhört, muß sie dennoch ausgesprochen werden. Ihr Mädchen, hütet Euch vor frühen Verlobungen, wenn die Vereinigung noch in zu weiter, ungewisser Ferne liegt!

Der grelle Contrast, in dem sich hier die Forderungen der Natur und die unserer Cultur-Verhältnisse begegnen, ist nur einer von den tausenden, welche dem Blicke des denkenden Menschen sich aufdrängen, wenn er die Gesetze Gottes mit denen der Menschen vergleicht. Wir sind nicht mehr im Paradiese, und die Ehe eines Menschenpaars unserer Tage, namentlich wenn es den sogenannten gebildeten Ständen angehört, ist, auch bei vollster Uebereinstimmung der Herzen, ein gewagtes und jedenfalls ein kostbares Unternehmen.

Ist auch die Liebe, das Grundbedingniß einer guten, glücklichen Ehe, bei beiden Theilen im reichen Maße vorhanden, so fehlt noch viel, sehr viel dazu, um das Feuer derselben auf dem „häuslichen Herde“ glühend zu lassen, denn ein häuslicher Herd (was man jetzt darunter versteht) ist sehr theuer; ihn in der Jugend zu gründen, wagen nur Wohlhabende und Leichtsinrige, und ein Mann, welcher nicht wohlhabend und nicht leichtsinrig ist, muß die beste Hälfte seines Lebens hinbringen, ehe er sich das kostspielige „häusliche Glück“ gewähren kann.

Wo die Glücksgöttin mit ihren Spenden die Liebenden gesegnet, da erscheint der Weg zum Traualtar schon geebnet, und gekäubert von den Dornen der Noth, welche nur gar zu oft im Leben die zarte Blume der Liebe überwuchern und ersticken.

Ein jugendliches Paar, welches unter glücklichen Verhältnissen in den Brautstand, in die Ehe tritt, welches durch gemeinschaftliche Erlebnisse und gemeinschaftliche Interessen sich mit einander und für einander bildet, hat weit weniger eine Trennung der Herzen zu befürchten, als ein jugendliches Brautpaar, welchem die Ungunst der Verhältnisse jahrelange äußere Trennung auferlegt in der Krise geistiger Entwicklung.

Hütet Euch vor frühen Verlobungen, ihr Mädchen, und wollt Ihr nicht Euch davor hüten aus Verachtung, als der Liebe unwürdig, so hütet Euch davor aus „Liebe“ selbst. Fürchtet, dem jugendlichen, lebensumfingigen Bewerber, selbst wenn es der „Geliebte“ ist, Fesseln anzulegen, die ihn drücken könnten. Nehmt ihm nicht seine „Freiheit“, des Jünglings köstliches Gut, selbst wenn Euch die Fessel eine begückende scheint. Wenn im Taumel der Leidenschaft der Jüngling selbst noch nicht weiß, wie leichtsinrig er mit seinem und fremdem Lebensglück spielt, indem er ein Mädchen als Braut an sein Schicksal fetten will, an das Schicksal, daß er durch Studium und Arbeit sich erst gestalten muß, so habt die Ueberlegung für ihn. Laßt ihm seine Freiheit, selbst gegen seinen Willen, er wird es Euch danken, denn in den meisten Fällen erspart ihr ihm eine Untreue und Euch den Schmerz des „Verlassenseins“.

Oft zwar fühlt ein edler Mann, der sein Wort höher und heiliger achtet, als sein Glück, sich verpflichtet, ein Mädchen zur Gattin zu wählen, weil er als knabenhafter Jüngling sie zur Braut wählte, und weil das Mädchen „auf ihn wartete.“

Der arme Mann! Die Welt hat Recht, wenn sie ihn bewundert und bewaunert und mit einem Gefühl von Mißachtung, durch Mitleid gemildert, auf die Frau blickt, welche ein so großes Opfer ruhig hinnimmt, ja es als ein Recht vielleicht fordert.

Gewiß giebt es viele deutsche Mädchen, welche freudiger noch den Namen einer verlassnen Braut, als die Krone der Hausfrauenehre tragen würden, wenn sie ihnen nicht von dem Herzen, sondern nur von der Redlichkeit des Mannes, mit traurigem Blick und widerstrebender Hand gereicht wird.

Also nochmals — was auch die Romantiker aller Zeiten, alle neun Mufen und alle Götter Griechenlands dagegen sagen mögen:

Ihr Mädchen, hütet Euch vor frühen Verlobungen.
[2957] M. G.

Lebendige Guirlanden.

Es liegt etwas Räthselhaftes in dem Titel — Lebendige Guirlanden, das wenigstens auf Augenblicke unser Nachdenken herausfordert, wie etwa Kinder ihren unerfahrenen Ohren nicht recht trauen und irgend ein Wunder vermuten, wenn sie von „lebendigen Kräusen“ sprechen hören. Die lebendigen Guirlanden könnten zwar nun eben so gut, als bloßer Gegensatz zu Guirlanden künstlicher Blumen und Blätter, aus frisch abgeplückten Blumen gewunden sein, und für oberflächliches Forschen dürfte diese Auslegung genügen. Betrachten wir jedoch den Gegenstand etwas genauer, so können wir uns nicht verhehlen, daß die Blumen und Ranken im Augenblick, da unsere Hand sie bricht, um sie zur Guirlande oder zum Kranz aneinanderzufügen, den Todesstoß empfangen, und eigentlich schon gestorben sind, wenn ihre lieblichen Körper noch kurze Zeit die holde Gestalt bewahren und duftende Klagen aushauchen.

Die Kränze also, die wir aus gebrochenen Blumen winden, sind keine Lebendigen. Fern sei es von uns, in sentimentaler Parteilichkeit für die Blumen uns die Freude wehren zu wollen, Blumen zu pflücken zur Freude Anderer und zum Schmuck unserer Zimmer; doch zeigen wollen wir, daß es auch Kränze giebt, die nicht welken, Guirlanden, deren Blätter nicht nach einer Stunde herabhängen, nämlich Lebendige Guirlanden. Diese Guirlanden sind natürlich keine „gewundene“, sondern „gewachsene“.

Man kann allerdings auch lebendige Guirlanden bilden, indem man Epheu, Morandja, Bohnen oder andere Schlingpflanzen auf übliche Weise an Schnüren zieht, doch diese sind ungetrenntlich von der Stelle des Gartens, oder mindestens von den Blumentöpfen, worin sie gewachsen. Die hier genannten „lebendigen Guirlanden“ sind transportabel, nur in sich und an sich selbst wachsend ohne Blumentopf und Boden, sobald sie erst gelöst sind von der mütterlichen Erde.

Das klingt fast wie Zauberei, wie ein Wunder, und ist doch kein größeres, als Natur und menschliche Geduld im Verein, vielfach hervorbringen zu großen und kleinen Zwecken.

Die hier folgende Anleitung wird beweisen, daß zur Schöpfung lebendiger Guirlanden nur eine Zauberin gehört, die Geduld.

Man nimmt alte Stricke, schabt sie, bis ihre Oberfläche ganz rauh und zottig geworden, und läßt sie auf einige Zeit in flüssigen Dünger legen, doch nicht so lange, daß sie faulen. Wenn sie herausgenommen, läßt man sie trocknen und bringt sie nach der Witternachtsseite zu so an, daß das eine Ende des Strickes dicht an der Erde befestigt wird. Um dieses Ende pflanzt man zwei oder mehre Epheureiser, je nach der Stärke des Strickes und der Art des Epheus. Dergestalt präparirte Stricke geben dem Epheu genügende Stütze, und er wächst daran sehr üppig, wenn man nicht versäumt die wachsenden Triebe spiralförmig um die Schnur zu winden und entweder die überflüssigen Seitenzweige oder später das Gipfelblatt abzuknicken, um das Wachstum an einer oder der andern Stelle zu befördern oder zu hemmen. Eine wesentliche Vorsicht ist, die Stricke weit von der Mauer zu halten, weil sonst die Ranken den schwächeren Haltpunkt verlassen und sich dem stärkeren zuwenden.

Ist der Epheu dicht um den Strick gewachsen und bildet mit diesem vereint eine schöne Guirlande, so müssen die Ranken unten an der Erde vom Mutterstamm getrennt werden. Zuerst nämlich bringt man im Frühjahr, wenn der Saft in die Pflanzen tritt, an der bezeichneten Stelle den Ranken Einschnitte bei, doch ohne die sogenannte mittlere Ader zu verletzen. Im künftigen Jahre erst, zu derselben Zeit, schneidet man erst die Ranken völlig durch, gerade unter der verhassten Wunde. Die durchgeschnittenen Enden verklebt man mit Baumwachs und birgt sie in der Schnur, indem man sie an dieser Stelle mit einer andern schwächeren Schnur umwickelt, verklebt dieses so unwickelte Ende nochmals mit Wachs oder mit durch Fett geschmeidig gemachtem Gyps und hängt die Guirlande schwebend an zwei zu diesem Zweck bestimmten Haken auf, so daß sie leicht abgenommen und im Freien begossen werden kann.

„Aber — zwei Jahre!“ wird manche Leserin seufzen, „wer kann so lange warten? Heut zu Tage ist man gewöhnt, daß die Dinge schneller von Statten gehen.“

Für diese Ungebildigen ist hier ein anderes Mittel, rascher zu einer lebendigen Guirlande zu kommen.

Um eine sehr starke Schnur wird eine feinere gewunden, und dieser Strick dann hinreichend mit Dünger getränkt. Nachdem er etwas getrocknet, macht man mit einer feinen Zange oder sonstigem dazu geeigneten Instrument das Geflecht des Strickes so weit auseinander, um in die kleinen Oeffnungen Samenfortner drücken zu können; man kann dazu feinen Grassamen oder Samen von leicht und schnell wachsenden Schlingpflanzen nehmen. Nachdem der Strick hinlänglich mit Samenfortnern versehen, so, daß die dünnere

Schnur so viel als möglich die Körner vor dem Herausfallen schützt, wird die schwebend befestigte künstige Guirlande leicht begossen. Wenn sie stets in warmer und feuchter Temperatur erhalten wird, bekleidet sie sich sehr bald mit dem schönsten Grün, welches natürlich auch nur kurze Dauer hat, während die lebenden Epheuguirlanden Jahre hindurch sich halten, wenn ihnen die Pflege zu Theil wird, welche der beschriebene Epheu bekannterweise nur in sehr geringem Maße fordert. [2961]

Die Seebäder.

Die Seebäder, die (wenn wir uns den Ausbruch erlauben dürfen) jetzt unter besonderer Protection der Mode stehen, gehören zu den wirksamsten ärztlichen Hülfsmitteln, und sehr Unrecht thäte man, sie unter die unschuldigen Palliative zu rechnen, von denen man sagt: „Wenn sie nichts nützen, so schaden sie doch auch nichts.“

Die Seebäder, so heilsam in vielen Fällen, können in vielen anderen doch auch unendlich schaden.

Sie sind geeignet für junge Personen, deren Körperkraft und Muskelthätigkeit sie erhöhen, für nervöse und schwächliche Naturen, die durch Anstrengung oder Krankheit erschöpft sind. Das Meerwasser kräftigt, es zertheilt Anschwellungen der Drüsen, wirkt sogar Verbildungen des Körpers entgegen, weshalb häufig jungen, etwas verwachsenen Mädchen Seebäder verordnet werden. Gliederzuckungen, Krämpfe, Herzklopfen, geröthete Augen, ja sogar Lähmungen sind schon durch Seebäder geheilt worden, wenn letztere nicht ihre Quelle im Gehirn haben.

Gingegen bei Scorbut, Lungenschwindsucht, Hautbeschwerden, bei Fieber oder Entzündung, müssen Seebäder streng vermieden werden.

Die Art, wie die Bäder genommen werden, ist keineswegs gleichgültig; vor dem Bade muß man sich nicht ermüden, muß schon mehre Stunden außer dem Bett sein und nicht eher ins Wasser gehen, als bis die zuletzt genossene Speise verdaut sein kann. Starke Personen können des Morgens baden, schwächliche thun besser, des Mittags ihre Bäder zu nehmen.

In der Regel wird der Spätsommer als die günstigste Zeit für Seebäder betrachtet, weil das Wasser mehre Monate durch die heißen Sonnenstrahlen genügend erwärmt, die Luft hingegen etwas gemäßigter ist. Der Contrast des Wassers mit der Luft ist daher weniger auffallend und folglich weniger unangenehm für die Badenden.

Für die des Schwimmens Unkundigen ist es vielleicht nicht ohne Interesse, zu erfahren, wie sie sich die anfängliche so schwierige Bekanntschaft des Meeres etwas erleichtern und sich vermöge eines sehr einfachen Schwimmgürtels mit größter Zuversicht dem trüglichen Elemente anvertrauen können.

Dieser Gürtel (wir wollen ihn, der Sicherheit wegen, die er gewährt, Sicherheitsgürtel nennen) wird auf folgende einfache Weise bereitet.

Man kauft zwei große gereinigte Rindsbärme, wäscht sie in Seifenwasser, dann, nachdem man sie umgekehrt, in Mauerwasser, und näht beide Därme mit starkem gewachsenen Zwirn an einem Ende zusammen. Nachdem dieser Schlauch mit Luft gefüllt, wird auch das andere Ende fest zugebunden und er dann der Luft ausgesetzt. Beim Hineingehen ins Wasser wird der Schlauch als Gürtel umgelegt und schützt auch den des Schwimmens Unkundigen vor Unfällen.

Der Vorzug dieses Sicherheitsgürtels ist allerdings nicht die Eleganz, sondern nur die Wohlfeilheit, so wie die Leichtigkeit, ihn herzustellen. Durch Ueberstreichen mit Firniß erhält dieses rohe Naturproduct zwar größere Festigkeit, doch zugleich auch eine so unangenehme Rauheit, daß es rathsamer ist, den Gürtel unlackirt anzulegen, und nöthigenfalls ihn zu jedem Bade neu mit Luft zu füllen. [2952]

Briefe.

Von Amely Bölte.

3. Die Wahl eines Gatten.

Nur in dem, was Du empfängst und giebst; nur in Deiner Thätigkeit wohnt Leben und Freude.
Bedford, im August.

Ich bin jetzt in dem kleinen Städtchen nicht mehr fremd, Mistress Smythe steht mit allen Bewohnern in freundschaftlichem Verkehr, sie empfängt viel Besuch und erhält häufig Einladungen zu kleinen Abendgesellschaften, wo sogar getanzt wird. Für mich, die ich der Sprache nicht mächtig bin, ist die Unterhaltung stets nur eine der Höflichkeit von der einen, der Dankbarkeit von der andern Seite; sie besteht aus kurzen Sätzen, die ich zu verstehen und dann zu beantworten suche. — Man muß einer Sprache schon gewachsen sein, um einem allgemeinen Gespräch folgen zu können, das sehe ich jetzt erst ein und wundere mich, wie viel mir immer noch entgeht, trotzdem daß ich Shakespeare im Original las, bevor ich den englischen Boden betrat. — Bedford hat eine Freischule, die vortrefflich ist und viele unbemittelte Familien veranlaßt, ihren Aufenthalt hier zu nehmen. Besonders wohnen hier viele Wittwen von Offizieren, die in Indien ihren Tod gefunden. Diese Damen haben sich an ein anderes Klima, eine andere Lebensweise, mannigfachen Luxus und ein gewisses „Sich gehen lassen“ gewöhnt, das es ihnen schwer macht, sich hier wieder einzuleben. Mir ist es sehr interessant, etwas von ihrem dortigen Leben erzählen zu hören, und da Alle gern

von dieser Periode ihres Glückes und ihres Glanzes sprechen, so sind sie stets bereit, sich mir verständlich zu machen.

Eine Sommerwohnung in dem Himalaya besitzend, dort die kühlen Lüste suchen, die das flache Land nicht bietet, hinaufziehen in diese Berge, wo die Eingeborenen in Felsenhöhlen hausen, wo hoch oben der Schnee lagert, dazwischen blühender Rhododendron in hohen Baumgruppen pranzt, diese Bilder eines Lebens, das ich mir nie gedacht, übertrafen mich und boten ein nicht endendes Interesse. Da die meisten englischen Damen zeichnen und malen, so fehlte es nicht an Skizzen, die mir das Mitgetheilte anschaulich machten, und auch Arbeiten, Schmuck und manche Gegenstände waren mit herübergebracht worden, die mir das Fremde nahe rückten. Diese Wittwen sind als unvermögende Mädchen zu Verwandten oder Bekannten nach Indien gesandt, um dort eine Verbindung zu schließen; jetzt werden sie für ihre heranwachsenden Töchter auf gleiche Weise sorgen, und ihre Söhne treten ebenfalls in indische Dienste, wo ihnen, aus Rücksicht auf den Vater, eine Anstellung in der Armee gesichert ist. So wird dies Indien Wiege und Grab der Söhne Britanniens für und für.

Die älteste Miß Smythe hat einen Verehrer hier, einen sehr schönen jungen Mann, der um sie angehalten. Die Mutter hat den Antrag nicht zurückgewiesen, nicht angenommen, nur gebeten, daß er ihrer Tochter nicht von Liebe rede und abwarte, ob die Zeit ihre beiderseitige Reizung reise. Mir theilte sie die Sache mit, weil ich häufig allein mit den Mädchen eingeladen bin, und es ihr wünschenswerth ist, auf keine Weise ein tête à tête unter ihnen gefördert zu sehen. Ich muß also dann die unbemerkte Wächterin sein. Man verkehrt hier in England viel freier mit Männern, als bei uns. — Wenn die Mutter nicht da ist, nehmen die Töchter Herrenbesuch an, wenn wir spazieren gehen, schließt sich ein Bekannter an, trifft er eine Dame allein, so bietet er ihr seinen Arm, ja häufig werden wir sogar zu unverheirateten Herren eingeladen, was namentlich mir, der Neuheit halber, unendlich reizend vorkam. Es war mir eine Art Emancipation von hergebrachter Ziemlichkeit.

Ein Sonntag ist stets ein Strafgericht für mich, weil er mir gebietet zu ruhen, und das verursacht die entsetzlichste Langeweile. Mißreß Smythe ist viel zu denkend, um die englische Sonntagsfeier als Gott angenehm zu betrachten; dem Menschen nur sei ein solcher Tag der Erholung notwendig, nicht sie, namentlich der arbeitenden Classe, darum auch dürfen ihre Mägde am Sonntage keine Arbeit verrichten, die ihnen erspart werden kann; wir essen kalte Küche, das Sonstige wird nur gewärmt, so daß die Köchin ihre Hände nicht zu beschmutzen braucht. Ich muß gestehen, daß ich diese Anordnung billig finde und in meinem Haushalte das Nämliche thun werde. Auf diese Art können die Leute abwechselnd in die Kirche und am Nachmittag spazieren gehen, und zwar ohne Eile und ohne Sorge, wie dies oder jenes noch fertig werde. — Sie selbst schreibt und arbeitet den ganzen Tag. Auch ihre Kinder schreiben; aber nur die Predigt, die sie gehört, dann übersehen sie aus der Bibel, zeichnen und singen geistliche Lieder. Müßig sein dürfen sie keine Minute; weltliche Dinge aber schon darum nicht vornehmen, weil es in eine falsche Stellung bringt, wenn man nicht mit dem Strome schwimmt, und es ist weise, der Jugend alle Conflict der Art zu ersparen, damit nichts die Harmonie des Wesens störe.

Dies unangesehene Beschäftigtsein macht die jungen Mädchen außerordentlich frisch und aufgelegt zu jedem Spaß und zu jeder Freude, wie klein sie sei! Ich werde mit ihnen munter, lasse das Träumen und Schwärmen sein, und wir lesen und arbeiten um die Wette.

Welch ein Glück, wenn die Mutter mit Einsicht und Verstand die Lebensbahn der erwachsenen Tochter ebnet! Unsere Mütter haben so selten Zeit dazu! — Ein Damentasse, ein Damenthee, ein Scheuertag, eine Wäsche — das sind Begebenheiten, die den Himmel unseres Jugendlebens mit vielen Wolken überziehen. Ein gutes Buch bekommen wir nicht in die Hand, und gäbe man es uns, so hätten wir keinen Geschmack dafür. Uns fehlt ja die Vorbildung zu allem, was man mit dem Verstande auffassen soll, selbst in einem Romanes schlagen wir über, wo es zu „ernsthaft“ wird, wo die Liebesgeschichte durch etwas in ihrem Fortgange unterbrochen ist, das gerade den besten Theil des Buches ausmacht; wir mögen ja nicht denken, wir wollen träumen, und in dieses Traumbild durch die Figuren eines Romanes einige Abwechslung bringen. Unser ganzer Schulunterricht dient nur dazu, unser Gedächtniß zu überfüllen. Wir lernen viel und wissen doch im Grunde nichts. Unsere Fortschritte und vorzüglichsten Mädcheninstitute liefern kein besseres Resultat. Keine einzige unserer wirklich begabten Frauen ist aus einem solchen Institute hervorgegangen, sie erzogen sich meistens selbst oder hatten Gelegenheit, kluge Männer reden zu hören.

Bloßes Gedächtnißwissen verlehrt den eigentlichen Menschen nicht, hat nichts mit seiner Bildung zu thun, fördert ihn weder sittlich noch moralisch. Wie oft redet man nicht von der vorzüglichen Ausbildung eines jungen Mädchens, das ganz ungebildet ist; denn mechanische Fertigkeiten, bloßer Wortkram, haben keinen Einfluß auf den Geschmack oder auf das Urtheil. Von dem vielen Lernen ist es in ihrem Kopfe so wüste und leer geworden, daß sie kein Auge mehr hat im großen Tempel der Natur, daß sie keine Freude mehr hat an einem Gebilde der Kunst, kein Ohr leibt, wo die Töne ihre zaubernde Macht üben! Es ist die Nachtigall, die nicht mehr schlägt — denn das Herz steht still. — Die Anstrengung so vieler Jahre, mehr zu leisten, als der schwache Körper aushalten konnte, haben ihr jene Apathie verliehen, die sie für nichts begeistern kann, als für einen Triumph ihrer Eitelkeit. Denn eitel ist sie, sehr eitel, im Vollgefühl ihrer Verdienste, und wie sollte sie auch nicht? — Ist sie doch in einem der besten Pensionate erzogen, von den ersten Lehrern des Ortes unterrichtet, und hat täglich gehört: daß man ihr zu Hause alles nachsehen, ihr jeden Dienst leisten würde, damit sie nur ja ihre Aufgaben lerne und in ihrem Wissen fortschreite. — Nun ist sie aus der Schule, nun rückt die Prosa des Lebens ihr immer näher, man fühlt sich nun nicht mehr versucht, ihr diese kleinen Dienste zu verrichten, und sie dagegen ist durchaus nicht willig, sich selbst zu bedienen, viel weniger noch ist sie willig, den Anderen etwas zu leisten. Somit weilt der Frieden nicht in dem Hause, wo diese Tochter einzieht; Mißmuth und Unzufriedenheit umwölken die jugendliche Stirne.

— Man geht nun mit ihr auf Bälle, „das junge Mädchen muß ihre Jugend genießen“, so lautet der Mutter eigener Ausspruch, und was sie darunter versteht, ist: daß ihre Tochter gefalle, die Augen der Männer auf sich ziehe, daß sie in der Welt eine Rolle spiele, durch ihre Talente glänze und endlich unter vielen Bewerbern den reichsten auswähle.

Ob auch wohl mitunter eine Mutter sagt: „Meine Tochter muß die Zeit benutzen, um sich zu dem schönen Berufe vorzubereiten, der mir das größte Glück gewährt, und der auch ihr, wie ich hoffe, vom Himmel beschieden ist;“ — das weiß ich nicht, denn ich habe es nie gehört.

Ob eine Mutter sagt: „Mein Kind! heirathen ist gut; aber nicht heirathen ist besser, im Fall Dir der Mann nicht begegnet, der Dir eine so hohe Liebe und Achtung einflößt, daß Du für ihn jedes Kreuz auf Dich nehmen würdest, daß mit ihm zu leiden, mit ihm zu entbehren Dir noch ein Glück wäre, mit ihm zu genießen Dir jede Freude verdoppelt. Ziehst Du den Mann, der Dir das alles bietet, meine Tochter, so lege ruhig Deine Hand in die feine und sage Dir, daß Dein Geschick sich so erfülle, daß Du Deine edelste, schönste Bestimmung gefunden. Einen Mann wegen seines Vermögens wählen, seine Stellung, seinen Titel begehren, das sind Gründe, die das schöne Institut der Ehe herabwürdigend, und das Mädchen, das aus solchen Gründen sich einem Manne hingiebt, verräth die gemeinste Gesinnung, die man dem Geschlechte nur zur Last legen kann. Sie wird unwiederbringlich unglücklich werden; denn wenn die Frau den Mann nicht liebt, wie etwa eine Mutter ihr Kind, mit dieser glücklichen Blindheit für dessen Schwächen und Gebrechen, die selbst das Häßliche noch schön, das Dumme noch klug findet; die keinen Vergleich anstellt, der nicht zu Gunsten ihres Liebings ausfiele; — wenn die Frau den Mann nicht auf gleiche Weise liebt, so kann er nicht glücklich mit ihr sein und sie nicht mit ihm, denn der Mann will der Frau gegenüber auf einem Piedestal stehen, das ihre Liebe ihm errichtet. Nimmt sie mit hellsichtigem Blicke die Stufen dazu fort, so fällt das Gebäude ihres Glückes zertrümmert vor ihr zusammen, und ihre Hand richtet es nimmer wieder auf.

Früh schon sollte ein Mädchen zur Erkenntniß ihres Lebens geführt, mit den Bedingungen ihres Daseins bekannt gemacht werden. Dazu müßte man sie dann freilich mit Verstand erziehen und ihren Verstand und ihr Urtheil bilden. Aus dieser Verständigkeit würde dann der Drang nach einer Idealität hervorgehen, der sehr verschieden von den Gebilden ihrer jetzigen eiteln Träumereien wäre. Ein verständiges Mädchen würde nur das Mögliche wollen und für sich begehren, und nicht auf einen wunderbaren Zufall, nicht auf außergewöhnliche Begebenheiten hoffen, die ihr einen Mann zuführten, wie ihn noch Niemand gesehen. Denn etwas Anderes, als das Finden eines Mannes, der zu ihren Füßen sinkt und seine Liebe gesteht, wird kein Mädchen träumen, das erzogen wurde, wie es die Töchter des neunzehnten Jahrhunderts sind.

Die Erziehung der Mädchen liegt in den Händen der Männer. Ueberzeugen sie sich, daß es Sache der Humanität sei, ihnen ein edleres Streben, eine Geistesbildung zu geben, die sie geschickter mache, ihrer Lebensstellung zu begegnen, und es ist ihnen geholfen. Für den Mann wird das Mädchen erzogen, seine Gefährtin soll sie sein, bei ihm ausharren soll sie, auch wenn ihn die ganze Welt verläßt. Und mit bloßen Empfindungen, einem reizbaren Nervensysteme, über das sie mit der Ueberlegenheit ihrer Vernunft nicht zu herrschen gelernt hat, soll sie sich mit ihm einschiffen auf die Kluthen des Lebens, vielleicht um Schiffbruch zu leiden und eines Tages ihren Kindern Vater und Mutter zugleich zu sein? Wie hat man sie vorgebildet, sich in solcher Lage zu bewähren? — Ich will nicht schildern, was Jeder selbst täglich erfahren kann, ich will nicht schildern, wie diese Mütter ihre Söhne erziehen!

Einzelne starke Naturen entwickeln sich durch sich selbst zu einem bestimmten Wesen und zur klaren Anschauung der Dinge. Solche Naturen, die sich gewissermaßen ihren Weg vorzeichnen, sind selten in den zarten Formen ihrer Frau. Sie sind Ausnahmen dessen, was die Regel sein sollte, sein könnte, wenn die Erziehung dem zarten Empfinden den starken Willen beifüge und zu einem harmonischen Ganzen bilde. Wie uns die Geschichte die Römerinnen vorführt, edle, hohe Gestalten, so könnten auch unsere deutschen Frauen sein, und wer sagt uns, daß sie es nicht werden? [2941]

(Fortsetzung folgt.)

Mein Nachtgebet.

Blick' ich in heit'rer Sommernacht
Auf zu des Himmels Sternenpracht,
Erhebt mein Herz sich wundervoll
Und fühlt es, daß es beten soll.

Ein jeder Stern in seinem Glanz
Und alle sie im Feuerkranz,
Sie bringen Deiner Liebe Gruß,
Da fühl' ich, daß ich beten muß.

Der Dank, der mir im Busen glüht,
Das Glück, das in der Brust mir blüht,
Dies ist mein still und fromm Gebet,
Das heiß' für Dich zum Himmel fleht.

L. Schilling.

Zeit ist Geld,

oder:

Ein wohlfeiler Teppich.

„Unser Teppich ist doch sehr schlecht; meinst Du nicht auch, Mann, daß wir zu diesem Frühjahr einen neuen brauchen?“ fragte Mad. Braun ihren Ehegatten, da sie zusammen beim Frühstück saßen.

„Nun, das könnte wohl möglich sein,“ erwiderte Herr Braun in einem etwas gedehnten Tone, denn er erinnerte sich dabei der mancherlei Anforderungen, die an seine Kasse gemacht wurden und gemacht werden mußten.

„Ich verlange dazu kein Geld von Dir,“ fuhr die verständige Hausfrau fort, „ich habe mir das Geld zu einem guten Teppich schon zurückgelegt von meinem Verdienst für das Jaackennähen.“

„Ei, wenn Du Geld dazu hast, so kaufe in Gottes Namen einen Teppich; es ist recht und billig, daß Du Deine Ersparnisse nach Gefallen verwendest.“

„Viel Geld will ich für den Teppich nicht ausgeben,“ sprach Mad. Braun, dem Gatten ihre Pläne mittheilend, „aber hübsch muß er sein. Ich hab's mir schon überlegt, wenn Wilhelmchen schläft, lauf ich zur Mad. Riez und frage sie um Rath, sie versteht das billige Einkufen aus dem Grunde.“

„Nichte das ein, wie's Dir am besten scheint,“ entgegnete Herr Braun, „aber nimm Dich nur in Acht, daß Du bei Deinen billigen Einkufen nicht mehr Schaden als Vortheil hast.“

Mit diesem guten Rath und einem freundlichen „Guten Morgen“ entfernte sich der Gatte, um an seine Beschäftigung zu gehen, und Mad. Braun ward von häuslichen und mütterlichen Pflichten in Anspruch genommen. Sie war ein thätiges, rühriges kleines Weibchen — in einer halben Stunde hatte sie die größeren Kinder zur Schule befördert, doch dann, statt sich wie sonst an ihren Arbeitstisch zu setzen und Jaden zu nähen für ein großes Confectionslager, übergab sie das kleinste Kind der Obhut des zuverlässigen Mädchens, nahm hützig Hut, Mantille und Sonnenschirm und eilte zu der drei Häuser entfernt wohnenden Mad. Riez.

Zufällig hatte Mad. Riez Tages vorher in einer Auction einen Teppich gekauft, den sie als einen sehr vortheilhaften Handel betrachtete. — Sie hatte ihn eben ausgebreitet und ergögte sich an der Farbenpracht und dem feinen Gewebe. Mad. Braun erklärte die Ursache ihres frühen Besuchs, und Mad. Riez gab ihr den Rath, zu einer Auction zu gehen. „Da bekommen Sie den Teppich zum halben Preis und fast wie neu. Eben habe ich im Intelligenzblatt gelesen — morgen ist eine Auction um 11 Uhr — da bekommen Sie gewiß einen wohlfeilen Teppich. Wenn's Ihnen gefällig ist, begleite ich Sie, da Sie mit dergleichen Geschäften noch nicht Bescheid wissen.“

Mad. Braun dankte herzlich und versprach, die Freundin am nächsten Tage abzuholen. Es war zwar jetzt eine bewegte Zeit, sie hatte eben viel Jaden zu nähen, doch mochte sie um keinen Preis die günstige Gelegenheit zum billigen Einkauf vorübergehen lassen. Wenn das Geschäft nur um 1 Uhr abgethan wäre, so hoffte sie die Sache einrichten zu können. — Der Kleine konnte schon so lange bei den Mädchen bleiben. — Kurz, der Gang zur Auction ward beschloffen.

Durch frühes Aufstehen und große Vorbereitungen war Mad. Braun zur rechten Zeit fertig, obgleich sie mit stillen Mißbehagen die hochaufgethürmten zugeschnittenen Jaden ansah, deren eine sie heut zu vollenden gedacht. Eilig schritt sie mit der Freundin durch die Straßen, denn Mad. Riez wollte bei Zeiten im Auctionslocal sein, um vor dem großen Andrang der Menge noch die Gegenstände muftern zu können. Mit Kennerblick prüfte sie die Teppiche, Stühle, Tische, Porcellan, Glas, Betten, Matragen und eine Menge anderer Dinge, und meinte dabei, es sei doch gut, vorher sich von dem Werthe der Sachen zu überzeugen, denn obgleich sie nichts zu kaufen beabsichtige, so ließe sich doch manchmal ganz zufällig ein vortheilhafter Einkauf machen.

Schon war die festgesetzte Stunde vorüber und kein Auctionscommissar ließ sich sehen. Mad. Riez süßte sich ganz behaglich, denn sie versäumte nichts zu Haus; doch Mad. Braun dachte an Wilhelmchen in der Wiege, an die andern Kinder, die jetzt vielleicht aus der Schule kamen, an ihren Mann, an sein Mittagbrod, ob's ihm Emilie auch gut zubereiten werde, und an manche andere Sachen.

Endlich begann der Verkauf.

„Wann kommt der Teppich an die Reihe?“ fragte Mad. Braun leise und ängstlich ihre Freundin.

„Nicht unter einer Stunde, liebe Mad. Braun, er ist Nr. 40. Aber hören Sie doch: auf diese reizenden Gardinen sind nur 1 Thlr. 5 Sgr. geboten — ich brauche sie nicht, aber für den Preis kann ich sie nicht hingehen lassen. 1 Thaler 6 Silbergroschen!“ bot Mad. Riez und — zum ersten — zum zweiten — zum dritten — Niemand bot mehr, und sie ward glückliche Bestzerin der schönen Gardinen.

„Bieten sie doch auf diesen Tisch,“ liebt Mad. Braun, er wird für ein wahres Spottgeld fortgehn,“ flüsterte die Liebhaberin vortheilhafter Einkäufe ihrer Freundin ins Ohr, doch diese dachte nur an ihren Teppich, welcher, wie sie vermuthete, schon den Inhalt ihrer Börse fordern würde.

Es war zu verwundern, welche Masse nutzloser Dinge Mad. Riez kaufte und zu kaufen versuchte, nur weil sie „billig“ waren, während Mad. Braun seufzend an ihre beschränkten Mittel dachte und den Augenblick herbeisehnte, wo auch sie sich an der „allgemeinen Luft“ des Bietens theilnehmen könnte.

„Dooos 40!“ rief der Auctionscommissar; „ein vorzüglich schöner Teppich, so gut wie neu — wer bietet darauf?“

„1/2 Thaler!“ rief eine Stimme.

„D, 3 Thaler sind schon geboten,“ erwiderte der Auctionator, aber ich darf ihn dafür nicht lassen. (Es hatte zwar Niemand dieses Gebot von 3 Thalern gehört, doch ging die Versteigerung auf diese Summe weiter.)

„4 Thaler — 4 1/2 Thaler — 5 Thaler — 6 Thaler,“ riefen mehrere Stimmen nach einander, und Mad. Braun stand gekäufelt von ferneren Versuchen ab, ihrer Rathgeberin zuflüsternd: „Der Preis übersteigt meine Mittel!“

„Sehen Sie noch einen halben Thaler dran,“ erwiderte Mad. Nies und rief zugleich Namens ihrer Freundin: „6 1/2 Thaler!“ doch vergebens. — Der Teppich ward in der That sehr stark begehrt, denn für 8 Thaler wurde er verkauft.

„In den andern Zimmern sind noch mehr Teppiche,“ tröstete Mad. Nies die Beträufelte. — Doch auch dieser Trost bewies sich als unbegründet, alle gingen zu hohen Preisen weg, und mißmuthig und betrübt drängte Mad. Braun zum Nachkaufsegeben.

„Warten Sie nur noch eine Minute, Liebe, ich muß sehen, wie der schöne Spiegel weggeht. — Ein Aufschub — dann noch einer — dann wieder einer — doch endlich, endlich wandten die Frauen der Thüre des Versteigerungsalons den Rücken und — fuhren nach Hause, denn es war zu spät geworden, als daß Mad. Braun in ihrer Seelenangst noch drei Viertelstunden hätte dem Wege opfern können.

„Sehn Sie, liebe Mad. Braun,“ sagte Mad. Nies ruhig, etwas Zeit gehört zu solchen Einkäufen; ist's Ihnen auch heut nicht gegliickt, so sind ja alle Tage Auktionen, und ich verspreche Ihnen, daß Sie vor Sonnabend Abend noch einen schönen wohlfeilen Teppich haben sollen; ich gehe mit Ihnen, so oft Sie es wünschen.“

Mad. Braun ward während dieses Gesprächs in der Droschke wieder etwas heiterer; doch immer blieb es zu beklagen, daß sie so schwer sich vom Hause losreißen konnte. Demohngeachtet ward am nächsten Tage wieder eine Excursion mit nicht besserem Erfolge unternommen, an fünf folgenden Tagen ebenfalls, und jeden Tag brachte die arme müde Mad. Braun mit ihrer unermüdblichen Freundin mehre Stunden damit zu, einem wohlfeilen Teppich nachzujagen. Endlich, am Sonnabend, wie Mad. Nies prophezeit, wurde ihre Ausdauer mit Erfolg gekrönt, und ein schöner, noch fast neuer Teppich landete glücklich an der Schwelle der Braun'schen Häuslichkeit.

„Nun ist meine Mühe doch noch belohnt!“ rief Mad. Braun triumphirend ihrem Gatten entgegen, die Pracht des Teppichs vor seinen bewundernden Blicken ausbreitend. „Diesen Teppich bekäme ich neu nicht unter 10 Thalern, und ich habe ihn für 5 — also sparte ich wenigstens 5 Thaler.“

„Der Teppich ist wirklich nicht übel,“ entgegnete der etwas fühlere Herr Braun, „doch ob Du gerade 5 Thaler gespart hast, möchte ich bezweifeln. Wir wollen einmal rechnen. Wie viel Jacken hättest Du in dieser Woche vollenden können, wenn du nicht in den Auktionen gewesen!“

„Ich denke sechs,“ erwiderte die Frau kleinlaut, denn sie bedauerte aufrichtig die Unterbrechung ihrer gewohnten Beschäftigungen.

„Und wie viel hättest Du mit diesen 6 Jacken verdient?“ „Vier Thaler — die jetzigen kann ich unter 20 Silbergrößen nicht anfertigen.“

„Also 4 Thaler Verlust und 5 Thaler Gewinn,“ resumirte Herr Braun, „da bliebe also 1 Thaler wirklicher Vortheil, wenn nicht noch einige andere Verluste abgezogen werden müßten.“

„Das ist das Traurige!“ rief die Frau in kläglichem Tone. „Die Kinder haben ihre Kleider bis in den Grund zerrissen, weil Niemand nachgesehen, und unser armer Kleiner mag wohl manches Stückchen Kuchen und Zucker bekommen haben, um ihm den Mund zu stopfen, denn er ist wirklich recht elend; das Kind muß sich den Magen verdorben haben. — Ach und ich bin so todtnübbe, trotz der Droschken- und Omnibusfahrten — und das Haus ist so in Unordnung, daß es mich sicher einen ganzen Tag kostet, Alles wieder ins Gleis zu bringen. — Ich glaube fast, ich hätte besser gethan, mir einen neuen Teppich zu kaufen, das wäre doch mit ein mal abgethan gewesen. Zeit ist Geld; das sehe ich jetzt wohl ein und sobald ich Mad. Nies treffe, will ich ihr diese meine Erfahrung mittheilen.“

„Das würde Dir nichts nützen,“ war des Mannes lächelnde Antwort, „Mad. Nies ist eine von den Frauen, die die Zeit nicht zu schätzen wissen und sie nicht zu verwerthen nöthig haben. Ihr ist jeder Zeitvertreib angenehm. Behalte Deine Erfahrung für Dich und theile sie nur solchen mit, die belehrt sein wollen. Jedenfalls hat Dich der wohlfeile Teppich um eine wichtige Lebensregel bereichert.“

Die verfluchten Bäder.

In Afrika, in der Provinz Constantine, nicht weit von Medjes Hammar am Dued-Zenati, am rechten Ufer desselben, befinden sich in geringer Entfernung vom Flusse mehre warme Quellen, welche viel Kalkstoff enthalten; dieser Kalkstoff, am Rande eines jeden Quells sich ansetzend, bildet zuerst offene Regel, über deren Rand das Wasser so lange seinen Ausfluß nahm, bis der Regel durch vermehrten Kalkansatz sich immer mehr erhöht, ja endlich ganz geschlossen hatte, und der Quell in geringer Entfernung sich einen andern Ausweg suchte. Eine weite Strecke ist mit diesen Regeln bedeckt, welche, da sie die ungefähre Höhe einer Menschengestalt haben, in der Nacht wie weiße Gespenster erscheinen. Ueber die Entstehung dieser geisterhaften Versammlung berichtet die Sage Folgendes.

Vor Zeiten herrschte in dieser Gegend ein Emir, welcher, von einer langen Reise zurückkehrend, so geblendet ward von der Schönheit seiner Schwester, die er als Kind verlassen und als Jungfrau wieder fand, daß er die heftigste Leidenschaft für dieselbe faßte. Nachdem er lange Zeit mit seiner Leidenschaft vergebens gekämpft, entschloß er sich, diesen Kampf aufzugeben, und suchte nur einen Priester, gleichviel welchem Cultus angehörig, der ihn mit seiner Schwester, die seine Verirrung theilte, verband; doch weder unter Juden noch Christen fand er einen Geistlichen, der sich dazu hergab. Mithildiger eines derartigen Verbrechens zu werden. An die Gebern (Priester der altpersischen Religion des Zoroaster) mochte er wohl nicht denken, aber mit ihrer Erlaubnis unbekannt sein — kurz, er hörte nicht auf, einen willfährigen Priester zu suchen, bis er endlich nach unglücklicher Mühe einen elenden Kadi fand, der für vieles Geld sich bereit erklärte, die Ehe einzusprechen.

Der Hochzeitstag war gekommen, die Gäste geladen, die Dösen zur Bereitung des Mahles geheizt, da brach der Zorn

des Himmels, welcher so lange geschwiegen, furchtbar herein. — Braut und Bräutigam, der Kadi, die Gäste, alle bei der Hochzeit beschäftigten Leute bis auf die Küchenjungen wurden in weißen Stein verwandelt, und selbst die Dösen nicht vergessen, die seit der Zeit fortwährend glühn und heißes Wasser ausspeien.

Von dieser fabelhaften Begebenheit erhielten diese warmen Quellen den Namen „Verfluchte Bäder“, auf arabisch: Hammam Mescoutin.

Diese Bäder haben eine reizende Lage, in der Nähe altrömischer Ruinen. Das Wasser des größten Quells, das eine herrliche rauchende Cascade bildet, fließt fast noch siedend in den Dued-Zenati, diesen eben so klaren als frischreichen Strom. Das durch seinen höheren Wärmegrad leichtere Wasser des Quells fließt noch lange getrennt von dem des Flusses, und es ist dem Auge möglich, unter diesem heißen Strome die Fische dahin schwimmen und spielen zu sehen, was den Anschein giebt, als bewegten sie sich ganz lustig in dem Wasser, das heiß genug ist sie zu kochen.

Die chemische Analyse hat ergeben, daß diese heißen Quellen ungefähr denen von Plombières und Bagnères-de-Bigorre ähnlich sind und auch deren Heilkraft besitzen.

[2840]

So sollst Du mit Dir rechten.

Die Feigen und die Schlekten
Die weinen und bereuen;
Du aber sollst nicht scheuen
Grab' aus mit Dir zu rechten.

Grab' aus sollst Du Dir sagen,
Nicht weidlich und voll Güte,
Nein, zernig im Gemüthe,
Daß Du nicht wollest tragen

Solch Treiben, Dir zum Spotte,
Unwürdig Deinem Streben
Und Deinem im'ren Leben,
Ja, Schmerzvoll Deinem Gotte.

Grab' aus sollst Du Dir lehren,
Daß Deine Menschenehre
Umwandelbar
Dich von Dir abzulehren,

Wenn Du in dieser Stunde
Nicht wollest Handschlag geben,
Daß wiederum Dein Leben
In Wort und That gesunde.

Und hast Du ohn' Verzagen,
So recht mit festem Willen
Dein Wort Dir zu erfüllen
In Deine Hand geschlagen;

So sprich: Gott mag in Treuen
Nun gnädig mit mir rechten! —
Die Feigen und die Schlekten,
Die weinen und bereuen.

[2905]

G. Neumann.

Wohin zieht der Storch?

Mit Jubel begrüßen wir ihn wieder, den ersten Storch, die erste Schwalbe, und horchen auf den ersten Ruf des Kuckuks, als willkommenen Boten des Frühlings; anders sind dagegen unsere Empfindungen, wenn letzterer verstummt, ernst und feierlich erhebt sich bald darauf von seinem Dache mit gewaltigem Flügelschlage laut klappernd der Storch und entschwebt, an seiner Seite Weib und Kinder, in weiten Kreisen in die Wolken; auch unsere Hausfreundin, die Schwalbe, verläßt uns, und es ist kein Zweifel mehr: der Herbst ist da. Jahrtausende schon verband die Natur in dieser Weise die Bewohner zweier Welttheile, und doch wußten wir bis auf die neueste Zeit in Europa kaum, woher die Zugvögel kamen, wohin sie wieder eilten; welches Land ist es?

Nur die Reisen von Ruppel, A. Brehm, Bierthaler und des Baron J. W. v. Müller gaben hierüber Auskunft. Hiernach ziehen die meisten unserer besiedelten Freunde über das Mittelmeer nach Aegypten, dem rothen Meere, besonders aber nach Rubien, und letzteres scheint hauptsächlich das Paradies der Vögel zu sein. Hier an den Fluthen des weißen und blauen Nil treffen wir auch unsern Hausfreund den Storch, wieder. In ungeheuern Flügen durchkreist er auch hier die Luft und braucht, des Kreisflugs ungeachtet, zu einer Reise von Deutschland nicht mehr als 14 Tage; in nächster Nähe hätte er kaum eine schönere Himats wählen können, als ihm hier die ruhig dahin gleitenden Fluthen des weißen Nil sind, keine bessere Jahreszeit, als die Regenzeit, welche in diesem Theile von Afrika von Ende November bis Anfang März dauert und reichliche Nahrung bietet, denn in dieser erscheinen zahllose Insekten und verschwinden größtentheils wieder mit ihr. Prachtvolle, dicke Urwälder, von der Art noch unberührt, umsäumen den Strom, und die unvergänglichen Riesentempel der Palmen beherbergen tausend wohlbekannte Stimmen alter besiedelter Freunde. So ist das Land beschaffen, wohin der Storch mit vielen andern Zugvögeln wandert, wo her er wiederkehrt.

[2921]

W. L.

Kleine Mittheilungen

für

Haus, Keller und Küche,

von

Dr. F. F. Runge,

Professor der Gewerbekunde.

2. Die Spanische Kresse.

(Tropaeolum majus.)

Es giebt eine Menge nützlicher Dinge, die fast Jedermann als solche kennt und doch stets außer Acht läßt. Zu diesen gehört auch die oben genannte Pflanze, womit schon unsere Väter ihre Beete schmückten. Sie rankt und erreicht eine Höhe von 5 bis 6 Fuß. Zum Bekleiden von Wänden und Pfeilern ist sie sehr geeignet und nimmt sich so recht gut aus. Aber dieß ist es nicht allein: Man kann sie auch essen! Die schöne gelb-roth-braune Blume schmeckt zu Butterbrot vortreflich und dient nicht nur, einen jeden Salat (z. B. Kopf-, Kartoffel- und Fischsalat) zu verzieren, sondern auch als Würze wohlgeschmeckender zu machen. Es kommt hierbei nur darauf an nicht sparsam damit zu sein, und daß die Wirthin ihren Gästen versichern könne, sie habe selbst danach gesehen, daß durch sorgfames Waschen die kleinen Kerfthiere, die in dieser Blume wohnen, entfernt worden seien.

Noch brauchbarer als die Blume ist ihre Vergangenheit, die Frucht knospe oder die unreife Frucht. Diese wird schon seit undenklichen Zeiten in den Gartenbüchern „Falsche Kaper“ geschimpft, zum Beweise, daß man ihre Unwendbarkeit kennt. Aber ich habe auf meiner langen Pilgerreise, durch die verschiedenartigsten Küchen der Welt, nie das Glück gehabt, ihr auch nur in einer einzigen Sauce zu begegnen! — Ebenso versicherten mich kluge Hausfrauen, sie wüßten von Anderen, daß diese falsche Kaper besser schmecke als die ächte, aber sie hätten nie Gelegenheit gehabt dieß selbst zu erproben. — Warum nicht? — Man kann sie nicht erhalten, die Gärtner bringen sie nicht auf den Markt.

Und dieß ist es: die Gärtner bringen sie nicht auf den Markt! damit sie dieß nun künftig thun, mache ich sie hiemit jetzt darauf aufmerksam. — Wer ein eignes Gärtchen hat, kann sich seinen Bedarf leicht selbst ziehen, auf einem sonnigen Standorte, an Geländern, Bäumen oder auch im flachen Lande. Da hier die Pflanze sich sehr ausbreitet, so muß der Same 1 1/2 bis 2 Fuß von einander gelegt werden.

Das Einsammeln der falschen Kaper erfordert einige Mühwaltung. Da nur die Fruchtknospe etwas taugen, die halb reif sind, d. h. halb so groß als die ausgewachsene Frucht, und die Blumen nur nach und nach zum Er- und Verblühen gelangen, so muß täglich eingesammelt oder doch nachgesehen werden.

Das Einmachen geschieht bald nach dem Einsammeln und ist sehr einfach. Man wäscht die Fruchtknospe, thut sie roh in kleine Gläser, die mit Korbstöpfeln verschließbar sind, und gießt guten Essig darauf. Solche Gläser voll halten sich Jahre lang, wofen der Essig gut war. Auch bei angebrochenen ist dieß der Fall, wenn nur die Fruchtknospe mit Essig bedeckt bleiben. Zusätze, wie Lorbeerblätter, Chalotten u. s. w. finde ich nicht rathsam, da diese Kaper selbst als Zusatz dienen kann zu Speisen, welche jene Gewürze enthalten, z. B. Schälgurken, sauren Hering und dergleichen.

Ihre Hauptverwendung findet sie aber zu weißen und braunen Saucen. Die einfachste, die zu „grüngeochtem“ Fisch paßt, ist diese. Man rührt in geschmolzene Butter so viel Mehl, daß die Butter heinhabe, aber nicht ganz, davon aufgenommen wird, setzt dann unter Erhitzen und Umrühren so viel Fischbrühe zu, daß die Sauce nach dem Aufkochen die gehörige Seimigkeit und Dichtigkeit hat. Nun nimmt man sie vom Feuer, läßt sie etwas verköhlen und setzt dann erst, wenn angerichtet wird, die Kaper zu, und nach Befinden etwas von dem Essig. Würde man dagegen die Kaper mit der Sauce kochen, so wäre der Zweck verfehlt. — Eben so verfährt man, wenn sie einen Bestandteil von Sardellen oder braunen Fleischsaucen ausmachen soll. Keine Kochhilfe!

[2922]



Waschen mit Wasserglas.

Nach dem in der Strafanstalt Spandau angestellten Versuchen hat sich das Waschen mit Wasserglas sehr gut bewährt, so zwar, daß dadurch mehr als 2/3 der Kosten erspart werden und die mechanische Arbeit beim Waschen mit Wasserglas geringer ist, als beim Waschen mit Seife. Das Verfahren ist folgendes: Die Wäsche wird 24 Stunden lang in eine Mischung von 1 Pfund Wasserglas und 100 Pfund Wasser eingeweicht, dann mit Seife nachgewaschen, gespült und getrocknet. Eine nachtheilige Einwirkung des Wasserglases auf die Wäsche ist bis jetzt nicht wahrgenommen worden, als beim Waschen in Aschenlauge. Das Waschen mit Wasserglas stellt sich gegen Seife für leinene Gewebe in Hinsicht der Abnutzung und des Aussehens sehr vortheilhaft, für baumwollene dagegen weniger und für wollene entschieden unvortheilhaft.

Gläserne Gefäße vor dem Zerspringen durch heißes Wasser zu schützen.

Das gläserne Gefäß wird in ein Casserol von angemessener Tiefe gestellt und letzteres so voll Wasser gegossen, daß

dieses über das Glas hinweggeht. Hiernach stellt man das Casserol über ein mäßiges Feuer und läßt es stehen, bis das Wasser zu kochen beginnt. Die Gläser, welche man dieser Vorbereitung unterworfen, können stets heißes Wasser in sich aufnehmen, ohne zu zerbrechen.

Butter lange frisch zu erhalten.

Nachdem man die frisch aus dem Butterfaß genommene Butter sorgfältig gewaschen und mit einem reinen Tuche getrocknet, brüht man sie in Töpfe, wohl beachtend, daß keine Lücke bleibe. Hierauf stellt man die Töpfe in einen zur Hälfte mit Wasser gefüllten Kessel, das man bis zum Sieden erhitzt. Hierauf nimmt man den Kessel vom Feuer, läßt das Wasser verkühlen, und hebt dann die Töpfe heraus.

Die so behandelte Butter ist nach einem halben Jahre noch so frisch wie unmittelbar nach dem Buttern. In dem warmen Wasser schmelzend, bleibt alle Schärfe und Säure aus dem Boden zurück. Natürlich muß diese, zum Kochen vorzügliche Butter an einem kühlen Ort aufbewahrt werden.

Mittel, dem Flanell seine Weiße und Weichheit zu erhalten.

Soll Flanell beim Waschen nicht gelb werden, so bedient man sich statt der Seife eines leichten Kleisters von Weizenmehl (auf jeden Löffel Mehl 2 Pfund Wasser). Ist der Flanell in dieser so gemischten Flüssigkeit gehörig gerieben, so wird er in reinem Wasser gespült und erscheint nach dem Trocknen vollkommen weiß und weich.

Es ist wohl kaum zu bemerken nöthig, daß dieses Verfahren an schon vergelbtem, bei früheren Waschen vernachlässigtem Flanell wirkungslos bleiben würde, und nur bei solchem sich bewährt, welcher entweder noch neu, oder stets auf dieselbe Weise in der Wäsche behandelt ist.

Künstliche Blumen zur Reise zu verpacken.

Man nimmt ein Blumencarton von Pappe, legt die Blumen auf den Boden desselben neben einander, so daß sie sich nicht drücken, und befestigt mittelst einer Nadelfaden und feinen Bindfadens die Stiele der Blumen fest an den Boden des Cartons, diesen durchstichend. Die Stiele müssen so fest angeheftet werden, daß die Blumen nicht hin und her fallen können bei der etwaigen Bewegung des Wagens. Will man das Anheften sich erleichtern, so kann man den Boden des Cartons schon vorher durch einen Bohrer mit Löchern versehen. Sind die Blumen genügend befestigt, so wird ein feines Seidenpapier darüber gedeckt, und über dieses noch ein anderes, welches groß genug, um von dem Deckel des Cartons mit gefaßt zu werden.

Auf diese Weise verpackte Blumen erreichen jedenfalls unbeschädigt das Ziel der Reise, wie lang diese auch sei.



Kenntst Du den Ort — ihn nennen wenig Zeichen —
Der nur im Munde heil'ger Mythen lebt,
Und dessen Bild — kein Pinsel kann's erreichen —
Uns wie ein Traum verlor'nen Glücks umschwebt?
Drei Zeichen nur verweist, und dem Gedanken
Nacht abnungsvoll sich der Vernichtung Graus;
Des Weltalls Bau siehst Du im Geiste wanden;
Es spricht sein Sturz in jenem Wort sich aus.
Doch heiß ersehnt in bangen Todeschmerzen
Erscheint's dem Leidenden als Hoffnungsstern; —
Und wo Du still Dich langweilst recht von Herzen,
Da seufzest Du: „O wär' es doch nicht fern!“

[2959]

Pauline Atteck.

Rebus.



Wortspiele.

1. Solltest Du nicht sagen können:
„Nabe Dich um Brot zu essen!“
Und dabei auch nicht vergessen,
Mir des Brotes Art zu nennen?

2. Ich bitte, rufe einen „Narren“,
Und sag' damit als kluger Mann
Den Ort — doch laß mich nicht drauf harren —
Den man auch Schreibstüb' nennen kann.

3. Kannst Du wohl für „Quartier“ sofort
Mir nennen noch ein fremdes Wort?
Und willst Du's deutsch — so zeigt der Name
Dir bei der Arbeit eine Dame.

4. Befiehl der Waschfrau, daß sie ja
An Seife es nicht fehlen lasse,
Und sag' zugleich, aus welcher Masse
Der Pfeifenkopf, der theure da!

[2958]

A. G. L. — s.

Rösselsprung-Aufgabe

Table with 8 columns and 8 rows for a chess puzzle. Columns: det, Der z., zer., liegt, ber., nur, Mit, stürf. Rows contain words and their parts to be rearranged.

Auflösung des Rebus in Nr. 25.

„Wer stets Angst vor den Sperlingen hat, muß nicht säen.“
Den Tollkühnen, den Waghäßen, den Speculanten gilt diese Bemerkung nicht, denn sie bedürfen keiner solchen Mahnung wie die, welche in jener sprichwörtlich gewordenen, ironischen Aeußerung liegt: — Wer stets Angst vor den Sperlingen hat, muß nicht säen.
Die allzu Vorichtigen legten den Grund zu dieser bildlichen Redensart, welche das Pfund, das Ihnen der Himmel verlieh, es bestehe nun in äußeren oder inneren Gütern, ängstlich verborgen halten, weil sie Tadel, Mißbilligung, Neid, Verfolgung, Veranbarung fürchten. Freilich bleibt diesen Vorichtigen dann auch die Freude versagt, ihr Gut wuchern zu lassen. — Indeß, die Empfindungsweise der Menschen ist verschieden: Der Eine setzt Gut, Blut und Leben ein, um das, was ihm als groß, schön und wünschenswerth erscheint, zu erringen, und denkt: Wer nicht wagt, gewinnt nicht; der Andre möchte wohl auch dieses oder jenes thun, um groß, reich, angesehen und anerkannt zu werden, er möchte auch wohl manches Gute thun, manches gesehene Wort reden, wenn er nur wüßte, ob ihm auch nicht Schanden und Unannehmlichkeiten daraus erwachsen. — In Bezug auf solche Menschen läßt sich der Spruch anwenden: Wer stets Angst vor Sperlingen hat, muß nicht säen.

Auflösung des Logograpph in Nr. 25.

Roma — Rom — Amor.



Fr. A. N. in S. bei Sch. Es wird kaum möglich sein, Ihr Wunsch zu erfüllen, da der Anhalt für die nächsten Arbeits-Nummern bereits bestimmt und arrangirt ist; auch wissen wir, trotz Ihrer Angabe, nicht, in welcher Art Sie das Muster wünschen; der dafür bezeichnete Gegenstand existirt in so unendlich verschiedenen Formen, und die Stiderei muß doch jedenfalls genau danach eingerichtet werden. Wir raten Ihnen, das Stiderei-Dessein aus einer Tapissierie-Handlung selbst und nach eigenem Geschmack zu wählen.

Fr. Grf. H. in O. Sie nahmen bisher Anstand, sich eines Corsets mit Mechanik zu bedienen, weil, wie Sie glauben, ein solches Corset keine runde Taille macht. Sie befanden sich da in einem sehr dem ziemlich weit verbreiteten Irrthum, der wesentlich dazu beitrug, den Corsets mit Mechanik bisher die allgem. Anerkennung und Benutzung zu entziehen, welche dieselbe durch ihre hohe Zweckmäßigkeit verdienen. Hauptsächlich werden unsere in Nr. 26 gegebenen Abbildungen und Beschreibungen jener Corsets Ihnen den Grund Ihrer Befürchtung einleuchtend machen; denn nachdem das Corset durch die Mechanik gelöst, läßt sich dasselbe durch die Schmitze so fest zusammenschieben, als es zum Vortheil der Taille gewünscht wird.

Fr. J. F. in O. Der Versuch mit dem in Nr. 21 des Bazar angegebenen Kitt für Glas und Porzellan ist Ihnen nur deshalb misslungen, weil Sie nicht gehobenen Gummi, sondern Gummi in Stücken dazu genommen.

Da Gummi in Weingeist nicht zerfällt, so kann mit dem Worte „auflösen“ nichts Anderes gemeint sein, als den vulcanisirten Gummi mit der genannten Flüssigkeit zu vermischen und ihn zu einem Brei zu rühren, mit welchem bestrichen, die Stücke eines zerbrochenen Porzellans oder Glasgefäßes wieder fest aneinander geüßt werden können. Doch vergessen Sie nicht, vor dem Bestreichen mit Kitt die zerbrochenen Ränder etwas zu erwärmen.

Fr. R. S. in J. Die Haarnadeln, nach denen Sie fragen (epingles ondulées), welche auf der pariser Ausstellung einen Preis erhielten, sind bis jetzt, wahrscheinlich in Folge des dem Gründer ertheilten Preises noch nicht so allgemein gebräuchlich, als sie in Kurzem sein werden! Die Idee, durch einige leichte Biegungen der Haarnadel das Herausfallen derselben zu verhindern, ist eine so glückliche, daß die Damen aller Orten eilen werden, diese vervollkommenen Haarnadeln für ihre Coiffüre zu benutzen. Im Interesse derjenigen unserer Abonnentinnen, denen diese Nadeln noch nicht bekannt sind, fügen wir eine Abbildung derselben bei, deren Nachahmung wohl keinem Nadelhersteller schwer werden dürfte.

Fr. v. F. in N. Wir haben über Ihren Brief (verzeihen Sie!) recht herzlich lachen müssen. Sie fragen, ob in Berlin die mit Landarten bemalten Sonnenschirme auch zu haben sein, wie Sie auf dem Dampfschiff bei einer Engländerin einen solchen gesehen. — Jedenfalls haben Sie diesen mutmaßlichen Sonnenschirm nicht aufgepaßt gesehen, sonst wäre Ihnen klar geworden, daß die er Sonnenschirm nicht eigentlich ein Sonnenschirm, sondern ein Globus sei. Die junge Dame, eine echte Britin, ist vielleicht auf einer Reise durch die Welt begriffen und hat dazu, um sich leichter zu orientiren, eine von den leicht transportablen Erdkugeln mitgenommen, die kürzlich Mr. John Peiss in London erfunden. Diese neuen Globen lassen sich zusammenlegen wie ein Sonnenschirm, und haben in zusammengefalteten Zustände auch wirklich das Aussehen eines solchen.

Sie sind über ein Drahtgestell aus eigneis dazu präparirt sein und gefärbt. Der Durchmesser eines derartigen, federleichten Erdballs beträgt ungefähr 15 Zoll, der Umfang 4 Fuß, und das obere Ende der Achse ist, zur Erleichterung des Tragens und Anhängens mit einem Ring versehen. Der Preis ist nur ein Viertel, so hoch, als der eines anderen Globus; noch ein Grund mehr, der neuen Erfindung Anerkennung zu verschaffen.

Fr. A. v. W. in G. Das Ebema ist zwar stets anziehend, doch schon zu häufig benutzt, als daß wir uns entschließen könnten, ihm die Erhalten des Bazar zu öffnen. Die gewünschte Chiffre können Sie nächstens erwarten.

Fr. H. G. in S. Wir können die Aufnahme des Eingekündeten nicht verschreiben.

Fr. v. K. in O. Wenn Sie eine so große Freundin der Schnepfen sind, so wird die Erlaubnis der Mode, viele Schnepfen zu tragen, Ihnen sehr angenehm sein. Sie können die Tailen Ihrer Kleider mit 4, 5, ja mit 6 Schnepfen anfertigen lassen, wenn es Ihnen nämlich gefällt. Bei 5 Schnepfen ist die vordere Spitze der Taille gespalten, bei 6 — natürlich auch die hintere Spitze derselben, die zwei andern Schnepfen fallen auf die Hüften.

Fr. A. B. in L. Sie dürfen keinen Anstand nehmen, Ihrem Kleide eine fraulie Taille geben zu lassen. Kamentlich zu leichten Kleidern wird man in diesem Sommer vielfach gezozene Leibchen tragen; auch der halb-hohe Ausschnitt tritt wieder in Gunst, ist jedoch nicht allgemein zu empfehlen, da er den meisten Figuren unvorteilhaft ist.

Fr. G. T. geb. J. in N. Wir können Ihnen kein zweckentsprechendes Dessein liefern, als das, was Sie bereits in Nr. 12 dieses Jahrganges erhalten. Ein Mittel, Kostfäden aus Reinstoff zu fertigen, befindet sich in Nr. 3 in der Correspondenz.

Fr. A. J. in S. bei W. Wenn es möglich ist.

Berichtigung.

In den in Nr. 23 des Bazar befindlichen Recepten „Schinken-Rudeln“ und „Schicht mit Birnen“ hat sich ein Fehler eingeschlichen, welcher das Gelingen der Speisen leicht verhindern könnte. In dem ersten genannten Recept muß statt 1 1/2 Quart (Maß) süße Sahne — Neben: 1 1/2 Quartier (1/4 Quart) süße Sahne. Bei dem zweiten Recept ist das gleiche Mißverständnis zu befechtigen; statt 1 Quart süße Sahne — muß es heißen: 1 Quartier (1/4 Quart) süße Sahne.
Wir geben den Leserinnen, welche diese Recepte jemals zu brauchen denken, den Rath, so gleich in Nr. 23 die Aenderung zu bemerken, und dadurch späteren Irrthümem und unbelobenden Versuchen vorzubeugen.

Wir haben für diejenigen unserer Abonnentinnen, welche den Bazar von Nr. 13 an (dem 2. Quartale) beziehen, eine kleine Anzahl Exemplare des ersten Quartales, in welchem auch die Erzählung „Amy Moss“ beginnt, referirt. — Zum bekannten Preise von 20 Sgr. ist dies Quartal durch die resp. Buchhandlungen und Post-Aemter zu beziehen.

Die Administration des Bazar.